

# AURORA

Ein romantischer Almanach

9

Jahresgabe der Deutschen Eichendorff-Stiftung  
Begründet von Karl Freiherrn von Eichendorff

Herausgegeben von Karl Sczodrok

in Zusammenarbeit mit

Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Adolf Dyroff, Bonn  
Prof. Franz Ranegger, Wien und Willibald Köhler, Neisse

Verlag „*Der Oberschlesier*“

Oppeln

1 9 4 0

Genehmigter Neudruck  
jal-reprint · würzburg

[Abb. vor Titelei: Deutsche Dichter. Lithographie von W. Devrient. Deutsches  
Eichendorffmuseum, Neisse]

Aurora – Ein romantischer Almanach. Bd. 9. Jahrgabe der Deutschen Eichendorff-Stiftung. Begründet von Karl Freiherrn von Eichendorff. Herausgegeben von Karl Sczodrok in Zusammenarbeit mit Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Adolf Dyroff, Bonn, Prof. Franz Ranegger, Wien, und Willibald Köhler, Neisse. Oppeln 1940.

Von Opfern, Kampf und echtem Führertum.....	3
Herbert Cysarz, <i>Eichendorff und das große Deutschland</i> .....	6
Gerhard Koßmann, <i>Schlesisches und deutsches Wesen im Leben und Werk Eichendorffs</i> .....	13
Alfons Hayduk, <i>Eichendorff</i> .....	29
Wolfgang Federau, <i>Eichendorff und die Marienburg</i> .....	30
Hans Sturm, <i>Eichendorff in Danzig</i> .....	39
Adolf Dyroff, <i>Eichendorffs Strauß mit Strauß</i> .....	40
Helmuth Richter, <i>Im Frühling</i> .....	44
Alfons Perlick, <i>Zwei Briefe von Hoffmann von Fallersleben an Hermann von Eichendorff</i> .....	45
Willibald Köhler, <i>Auf Eichendorffs Spuren in Heidelberg</i> .....	48
Hütteroth, <i>Lubowitz, die neue Eichendorffgedenkstätte</i> .....	53
Karl Willi Moser, <i>Das Jahr 1939 im Deutschen Eichendorff-Museum</i> .....	55
Franz Mahlke, <i>Der rechte Wandersmann</i> .....	57

Mitteilungen / Bücherecke: Die Deutsche Eichendorff-Stiftung – Eichendorff-Feier in Rohrbach – Anlässlich des 82. Todestages Eichendorffs – Die Stadt Heidelberg – Eichendorffs „Dichter und ihre Gesellen“ – Die Marienburg – „Der deutsche Tröster“ – Der alte Eichendorff im Bilde.

#### Abbildungen und Faksimiles

Lithographie von W. Devrient. Deutsches Eichendorffmuseum, Neisse .....	vor Titlei
1 – Carl v. Holtei, 2 – Friedr. Rückert, 3 – Jos. v. Eichendorff	
4 – Ernst Raupach, 5 – Carl Immermann, 6 – Ad. v. Chamisso	
Joseph Freiherr von Eichendorff, Handzeichnung aus dem Jahre 1847. Dem .....	nach S. 16
Deutsches Eichendorff-Museum geschenkt vom M. G. V. Liederkranz,	
Neisse	
Joseph Freiherr von Eichendorff, <i>Winternacht</i> . Deutsches Eichendorffmuseum, Neisse	
Joseph Freiherr v. Eichendorff als Leutnant, Miniatur, etwas vergrößert. ....	nach S. 48
Deutsches Eichendorffmuseum, Neisse	
Alter Theaterzettel, zur Aufführung von Eichendorffs <i>Die Freier</i> . Deutsches	
Eichendorffmuseum, Neisse	

## Von Opfern, Kampf und echtem Führertum

Ein Eichendorff-Brevier für unsere Tage

Es atmet

Das Land tief auf beim Morgengruß der Freiheit;  
O nützt die ersten, frischen Morgenschauer,  
Die rechte Zeit kommt nimmer zweimal wieder!

Wer die Gegenwart aufgibt, wem die frische Lust am Leben und seinem überschwenglichen Reichtume gebrochen ist, mit dessen Poesie ist es aus. Er ist wie ein Maler ohne Farben.

Rechte Jugend wird niemals alt. Wer so hell und kühn ins Leben schaut, bleibt auch sein Meister immerdar. – Laß doch die Jugend fahren! Jeder Schiffmann hat seine Sterne und das Alter treibt uns zeitig genug auf den Sand. Du brichst dem tollen Nachtwandler doch den Hals, wenn du ihn bei seinem prosaischen Namen rufst.

Aus jungen Philistern werden alte Philister; wer dagegen einmal wahrhaft jung gewesen, der bleibts zeitlebens.

Es ist kein Lager so hart, kein Frost so scharf, keine Not so bitter als die Schande!

Willst du das Recht, frag' andere nicht, was Recht.

Wo brave Männer das Recht ehrlich wollen, da ist Gott mit ihnen.

Es ist ganz löblich, aber noch lange nicht genug, das Unrechte hinter dem breiten Schilde der vortrefflichsten Grundsätze von sich selber abzuwehren; das Böse soll direkt bekämpft werden.

Wozu wäre eben das Hohe auf der Welt, als um das Gemeine in allen seinen Gestalten und Larven zu bekämpfen und niederzuwerfen.

Es kann der Mensch nichts anderes als getreu  
Erforschen, was geschehen soll, und hat  
Er es erkannt, sein Leben kühn dran setzen.

Es fällt das Heil  
Vom Himmel nicht, es will erobert sein.

Wer ehrlich will, was er soll, der kann auch, was er will!

Solang ich atme, geb' ich nichts verloren!

Des Mannes Antwort ist die Tat!

Das Sterben ist viel zu ernsthaft für einen sentimental Spaß. Wer den Tod fürchtet und wer ihn sucht, sind beide schlechte Soldaten, wer aber ein schlechter Soldat ist, der ist auch kein rechter Mann.

Das ist ein blanker Stern, der freudiger funkelt,  
Je tiefer rings die Nacht des Unglücks dunkelt.

Unglück gibt einen tiefen Klang in einem tüchtigen Gemüt.  
Mit Schwertern haut sich Luft des Mannes Herz;  
Doch wer ermißt des Weibes stillen Schmerz?

Wer gibt uns das Recht, zu klagen, wenn niemand helfen mag.

Es ist groß, sich selber, von aller Welt losgesagt, fromm und fleißig auszubilden, aber ist es größer, alle Freuden, alle eigenen Wünsche und Bestrebungen wegzwerfen für das Recht.

Was schmückt den Helden, als das Hochgefühl, sich aufzuopfern für's gemeine Wohl.

Nimmer will ich draußen stehn  
Als ein entlaubter Baum zum Hohn der Winde.

Wer darf je sagen von sich selbst, er habe  
Recht gegen seine Zeit? Was ist die Meinung  
Des Einzelnen im Sturm der Weltgeschichte,  
Die über uns ein höherer Meister dichtet.

Alle besondere Eigentümlichkeit mag sich noch so mannigfaltig, ja widersprechend entwickeln: sie wird, wenn sie sonst echter Art und wahrhaft ist, ihre Freiheit immer nur durch ihre Beziehung auf ein über alles Besondere Erhabenes behaupten können, und sich eben dadurch, je bestimmter, entschiedener sie für sich besteht, innerlich zu einem desto kräftigeren Ganzen vereinen.

Erst bändige dich, wenn du willst andere bändigen.

Die Intelligenz, für sich, und wo ihr nicht eine gleichstarke Willenskraft zur Seite steht, ist garnichts wert, weil sie nirgends lebendig an die Tiefe des Gewissens reicht.

Die Geschichte ist in der Tat selber eine tiefsinnige Philosophie; es kommt eben nur darauf an, sie tiefsinnig zu deuten, was freilich jederzeit nur Wenigen gegeben ist.

In der Geschichte gibt es nichts Willkürliches. Was sich bleibend gestaltet, ist nicht eigenmächtige Erfindung Weniger, sondern aus dem Innersten des Volkes hervorgegangen.

Das ist ja eben die Aufgabe der Staatskunst, die Rätsel der Zeit zu lösen und den blöden Willen und die dunkle Sehnsucht der Völker zur klaren Erscheinung zu bringen. Sie ist kein abstraktes Spiel mit feststehenden, algebraischen Formeln, sondern eben eine lebendige Kunst, welche das frische wechselnde Leben, nach seinen über allen Wechsel erhebenden, höchsten Beziehungen, in jedem Moment lebendig aufzufassen und schön und tüchtig zu gestalten hat.

Wer mit dem Schwert ins Buch der Welt  
Gesetze schreibt, der fragt nicht, ob ein Blatt  
Ihm an der Degenspitze hängen bleibt.

Wer hochgestellt, soll auch nur Hohes sinnen.

Wo ein Begeisterter steht, ist der Gipfel der Welt!

Wer in der Not nichts mag, als Lauten rühren,  
Deß' Hand dereinst wächst mahrend aus dem Grabe.

Der Morgen, das ist meine Freude!  
Da steig' ich in stiller Stund'  
Auf den höchsten Berg in die Weite:  
Grüß Dich, Deutschland, aus Herzensgrund!

## Eichendorff und das große Deutschland

Ansprache vor der Erstaufführung der „*Freier*“ auf den Reichsfestspielen in Heidelberg am 31. Juli 1938

Von Univ.-Professor Dr. Herbert Cysarz, München (früher Prag)

Das Spiel, das heute zum erstenmal über den Schauplatz hier geht, ist kein Geschehensstrom, der jede Masse fortreißt und jeden Widerstand bricht. Kein Strom wie das Drama Schillers, das noch auf der letzten Schmiere das Weltganze spiegelt, das Weltgesetz des Kampfes, der Ehre und der Verantwortung. Nicht minder fern ist, was uns hier erwartet, dem Theater eines Richard Wagner, das mit jedem Auftritt, jedem Takt eine Bühne baut und mit ihr ein Heiligtum seiner Götter und Helden. Was in den „*Freiern*“ sich auf tut, kommt eher aus Shakespeares Reich: ein Wunderwald der Begegnungen und Verwechslungen, ein Narrenspiel der Sehnsucht; ein Spiel im Gegensatz zu allem Zwang und ebendadurch im Verein mit dem tiefsten Ernst. Doch alles, was uns da auf Freiersfüßen naht, bleibt Fleisch vom drallen Fleisch des Eichendorffschen *Taugenichts*. Ein Märchen voll Arabesken aus Laune und Blut, voll glitzernder Tauperlen wirklicher Frühe. Zugleich vielleicht – das soll sich hier weisen – ein Reis von Mozarts Stamm, Stamm der Entführung oder der Figaro-Hochzeit. Oder vielleicht auch ein Glied aus Ferdinand Raimunds Wiener Sippe? Sollten auch die *Freier* irgendwie österreichisch zu nehmen sein – wie manches Schauspiel Goethes irgendwie Österreichisches birgt, die *Geschwister* oder der *Egmont*? Zusehends ist der Raum, den Eichendorffs Geschöpfe atmen, Theater wie wir es aus Goethes *Wilhelm Meister* kennen. Theater nicht als Ausschnitt, Guckkasten. Theater, das aus dem Boden steigt, aus den Erdschächten und Lebensquellen der Phantasie. Kein Wuchern beliebiger Einfälle, sondern ein Aug-in-Aug mit dem Gesetz des nimmer voraussehbaren, des schöpferisch-unerschöpflichen Werdens.

Nicht, daß uns Eichendorff, wie man lang vermeint hat, ein Lustspiel nur zum Lesen böte, gleich Brentano und Platen und anderen. Aber gewiß, sein Spiel hat aus sich selbst keinen sinnlich-seelischen Rahmen, kein bändigendes Gehäuse in irgend vollendetem Zustand. Ihm solchen Rahmen zu schaffen, vereint sich eine heutige Bearbeitung mit der Kunst erlesener Schauspieler und Bühnenbildner. Dazu die Gunst

der Stätte hier, die offen wie der Himmel ist und einbefaßt wie eine wahre Schauburg; steinerne Vergangenheit als Ring und Boden und gegenwärtige Wesenstiefe zu schauender Bilder. Zu diesem Bann und Rahmen aber gehört auch ein Mitschaffen des Zuschauers. Und solcher Sammlung diene nun ein Vorwort über den Dichter, über Eichendorff und das große Deutschland – was nicht zuletzt bedeutet: Eichendorff und Heidelberg.

\*

Am 17. Mai 1807, morgens um vier, kommt der neunzehnjährige Student der Rechtswissenschaft Joseph von Eichendorff in Heidelberg eingezogen. Was mag ihn hierher gelockt haben? Zum nächsten die hohe Schule. Die ist in diesen Jahren selbst ein Sinnbild, ein Urbild der Wiedergeburt. Anno 1802 fast am Erlöschen, wird sie seit dem Anheimfall an Baden zur Wiege eines Erwachens, das noch viel weiter trägt als einst ihr Ruhmesfrühling in den Humanistentagen Rudolf Agricolas, Reuchlins und Wimpfelings – oder nachher, im frühen 17. Jahrhundert, ihre Renaissanceblüte, die einen Martin Opitz aufruft oder einen Julius Wilhelm Zinkgref, diesen Heidelberger, der das vielleicht größte Kriegslied in deutscher Sprache gesungen hat (die „*Vermanung zur Dapfferkeit*“).

Nun wieder, in Eichendorffs Läuften, vereinigen sich hier Entdecker wie die Sprachforscher Creuzer und Böckh, die Theologen Daub und Schwarz, der Philosoph Fries, der Rechtsgelehrte Thibaut, nicht zuletzt, dem Dichter näher als alle, Joseph Görres: der Wiederbringer des Mythos, der Volksbücher, der Kündler einer namenlos-wachstümlichen Geschichte – einer Geschichte, die nicht alt und weise macht, sondern ursprungsnah, rüstig und wanderfroh, der Lebensgrund und Inbegriff des Volks im endlich wiedergefundenen Sinn. Und jeden Schritt dieses Görres begleitet und leitet, wie Musik den Text, das Freundespaar Achim von Arnim und Clemens Brentano. Schon damit wird das Heidelberger Jahr, nicht länger währt Eichendorffs Aufenthalt, zum Geschick. Er hat hier nicht Einflüsse aufgesogen noch Pläne verwirklicht. Er hat nicht nur die gastlichste der Universitäten aufgesucht, politisch weniger beunruhigt als Göttingen oder gar Halle (wo er zuvor verweilt hat). Auch nicht nur das Kleinod der Stadt, der von Goethe und Hölderlin, Jean Paul und Matthisson, Tieck und Werner und Kleineren mit bewundernder Liebe gepriesen, wie von Unzähligen vor- und nachher. Es ist ein Trieb des Vogelzugs, der Trieb und das Verhängnis einst unserer wandernden Stämme, das den reifenden Dichter die ihm gemäße, die ihn vorweg erfüllende Natur besiedeln heißt; das diesen Sohn des deutschen Ostens, des bracheren und dumpferen, wie eine Wünschelrute zu den tiefsten Brun-

nen deutscher Überlieferung geleitet, den ostelbischen Freiherren, der stärkerer Umweltspannung und schrofferer Standesunterschiede gewohnt ist, in ein unvergleichlich gelöstes und gestaltiges Zusammen der Kräfte.

Wie reich umhegt von hergebrachten Sitten und Gemeinschaftsmächten jeder Art ist dieses Dasein, von allen guten Geistern des *Wunderborns* – „Tanz und Sang vor allen Türen“ (wie Brentano schreibt), ländliche Feste und Spiele. Jeder Spaziergang führt in volles Landleben hinein, in bodenwüchsiges Brauchtum und echte Sage. Und jede Abendgesellschaft kann einige der umfassendsten Geister des Deutschland von damals bewirten, die alle miteinander Umgang haben, einander aus triftiger Anschauung kennen, anspornen und im Zaum halten.

All dies unter leibhaftiger Zeugenschaft auch der Geschichte. Geschichte ist noch keine Bildungspflicht und keine Sehenswürdigkeiten-Sammlung für Vergnügensreisende („Ruinen machen vielen Spaß, man sieht auch gern das große Faß“) – dergleichen liegt hier noch ebenso fern wie der künstliche Burgen- und Zinnen-Plunder der satten „Alt-Heidelberg“-Zeiten. Die Geschichte Eichendorffs, Eichendorffs Alt-Heidelberg ist ein Jungbrunnen, ist das natürliche Wurzelgesträng, die notwendige Tiefe des eh und je Hohen. „Alte Klänge blühend schreiten“: Diese Geschichte hebt sich aus der Erde wie Nebel aus dem Tal, sie ragt mitten herein in die Gegenwart und nimmt sie mit in das Leid und den Trost gemeinsamer Vergängnis.

Nicht ohne die Neckar- und Rheingauere wäre ein Wurf getan wie, zu nahem Beispiel, das Gedicht „*Auf einer Burg*“:

Eingeschlafen auf der Lauer  
Oben ist der alte Ritter;  
Drüben gehen Regenschauer  
Und der Wald rauscht durch das Gitter.

Also Vergangenheit in Natur gebettet, in Wald und Regenschauer. Oben ein Märchenritter, drohend und gemütlich, ein wenig butzenscheibig sitzt er da:

Eingewachsen Bart und Haare,  
Und versteinert Brust und Krause,  
Sitzt er viele hundert Jahre  
Oben in der stillen Klause.

Des weiteren: ein schwüler Mittag senkt alles in Halbschlaf, Halbtraum.

Draußen ist es still und friedlich,  
Alle sind ins Tal gezogen,  
Waldesvögel einsam singen  
In den leeren Fensterbogen.

Und nun, neben dem Moritz-von-Schwind-Märchen des toten Ritters auf der Burg, das Adrian-Ludwig-Richter-Idyll des Hochzeitsschiffs auf dem Fluß:

Eine Hochzeit fährt da unten,  
Auf dem Rhein im Sonnenscheine,  
Musikanten spielen munter,  
Und die schöne Braut, die weinet.

Unten das Lebensfest, ganz jetztbeglückt und ganz vorüberziehend. Da begegnet ein Blick von hier unten den Mächten dort oben. Nun pocht die Hand der Vergangenheit an das blühende Heute. Munter spielen die Musikanten auf (daher Robert Schumann hier Musikanten betont, während er dem „munter“ den Stich zugleich eines jäh aufzuckenden Schmerzes gibt) – und die schöne Braut die weinet. Sie weint nicht nur ob der Vergängnis ihres Glücks, deren sie Wolkenzug und Ruine gerade im Widerspiel mit Sonnenschein und Musik unwiderstehlich inne machen. Sie grüßt mit dem Heute das Einst, sie nimmt das Einst herein in die Sonne des Jetzt, über dem all die Wolken stehen, die über jeder Zeit hängen und brauen. Eine Vergängnis hier und dort, eine Unvergänglichkeit dort und hier. Das Gewordene und das Werdende, das „Es war einmal“ und das „Es ist und wird sein“, sinken ineins in das mythische Leben, das immerzu Flucht und Einkehr ist; ein Leben, das nur durch Gestalten und an Gestalten selbst beschworen werden kann.

Das ist Eichendorffs Geschichte, das ist der Mythos, der durch Eichendorffs Natur, Gemeinschaft und Geschichte geht. Eine Geschichte, die uns heute vorerst allzu märchenhold und flügelleicht anmuten könnte, allzu wenig bluthaft verpflichtend. Die Unseren bekennen sich zu strengeren Satzungen der Geschichte, sie marschieren mit rauherem Tritt und unter blutigeren Fahnen. Indes auch Eichendorffs Geschichte bindet, indem sie verbindet. Sie bindet Geschlecht an Geschlecht. Sie richtet die Augen, die Herzen in einen unendlichen Zug des Fühlens und Wollens, der volklichen Selbstverwirklichung von den Ursprüngen her nach der Ewigkeit hin. Sie speit das Laue, das Halbe fort. Ihr Gericht scheidet Echtheit und Schein, Wahrheit und Trug; die Lüge gilt immer nur unter besonderer Perspektive, was unter jeder der immerzu wechselnden Perspektiven gilt, nur das hat Wahrheit, Güte, Vollkommenheit in sich. Solche Geschichte – das gerade Gegenteil des Warenhauses, das der spätere Historismus stapelt – hütet so blanke Kindlichkeit wie aufrechte Männlichkeit. Sie keltert die unveraltbaren Säfte des Volkstums, sie läutert das gemeinschaftliche Volksgut zu demantfestem Bestand. Welches Heil, so lehrt Görres, daß die Gemeinschaft der Zeiten das Wertvollste in ihre jüngeren Zustände mitnehmen kann. Wie verödete und zerränne alles, wenn immer das Alte am Neuen stürbe! ...

Überall Heidelbergs Spuren. Verjüngte Wissenschaften, junge Lehrer, im Lernen lehrend, ein Geist der Forschung, der der Geist der fortzeugenden Jugend ist. Ein Schloß, in dem das deutsche Mittelalter und die deutsche Renaissance lebt, aus dem die Not und Mahnung der alten westlichen zum Dichter der östlichen Mark spricht – für ihn wie für viele Gefährten gleich einer erhobenen Faust ganz Deutschlands gegen den Würger Napoleon. So wird Romantik zum Schlachtruf. Und als dann Preußen und Österreich zur vorerst größten gesamtdeutschen Tat sowohl Preußens wie Österreichs ausziehen, als dann von unseren Sudetenbergen die Feuer des Aufbruchs lohen, da ist auch Eichendorff unter Lützows schwarzer Schar. Zweimal rückt er ins Feld, 1813 und 1815. „Unsere Zeit“, schreibt er, „ist so gewaltig, daß Tugend nichts gilt ohne Stärke“.

Eichendorff ist von dinarisch-nordischer Rasse, er hat aber auch tiefen Anteil an der ostisch-schlesischen Seele Franz Schuberts. Echt schlesisch, echt sudetendeutsch sein Einklang von Heimattrieue und Drang zum ganzen Deutschland – wie es sein „*Heimweh*“ ruft: „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“ Gesamtdeutsch alles, was er aus dem mütterlichen Boden zieht; was immer aus schlesischer Heimaterde emporsteigt, wird zur umfassenden Botschaft und Bürgschaft deutscher Art. Wie alle hohe deutsche Kunst zeugt Eichendorffs Dichtung, in ihrer vollbürtigen Besonderung, für die Einheit und Ganzheit des deutschen Wesens, das sich noch niemals im Wald seiner Stämme und Stände, in den Drahtverhauen von Kirchen und gar von undeutschen Staaten verloren hat. So haben vornehmlich die Klassiker des 18. Jahrhunderts den Dreißigjährigen Krieg begraben, indem sie lutherischem Menschentum durch ihre Kunst eine Geltung für sämtliche Deutsche zu geben vermochten, auch für die katholischen. Wie dann umgekehrt Grillparzer, Stifter, vor allen Beethoven und die ganz großen österreichischen Musiker den verwesentlichten Werten ihres katholischen Deutschland eine neue gesamtdeutsche Reichweite gewinnen. Und wie unsere Dichtung von heute, enger als je im Bund mit den gesamtvolklichen Schicksalsmächten, sichtbar die Kuppel über unsere hundert Millionen wölbt. Diese volkliche Sendung der deutschen Kunst erfüllt auch Eichendorff – auf die unmittelbarste und unausdrücklichste Weise.

Noch einen Blick in diese Kunst, wo sie am weitesten reicht! Eichendorffs Seele fährt im Sturm und im leisesten Wachstum. In seinem Vers graut der Morgen und düstert die Dämmerung. Alle fließenden Elemente gerinnen zum Wort, das Steigen und Fallen der Säfte, der Gang des Lebensodems selbst, das Anschleichen des Alters und die stöbernden Todesschatten.

Ein Freilicht- und Freiluftmenschentum, wie es sonst nur der Süden kennt, erwächst hier in deutschem Geblüt. Kriegerisch wird Tritt gefaßt, glückshungrig und wanderfroh: „Es steht ein Berg in Feuer, in feurigem Morgenbrand“. Wohlauf Vaganten, Studenten, Soldaten und Musikanten – diese Urberufe gehören zusammen. Wandern ist Jugend, ist Krieg den Philistern, ist Weltergreifung und Volksentdeckung vom geliebten Boden her. Keine Schranke dem Wandernden, keine Ruhe: Verweile nicht, denn du bist schön! Was sich bewahren will, muß sich verschwenden. Eichendorff singt, indem er dichtet – wie alle Menschen bei ihm singen und es aus allen Dingen singt, es, das Lied, das in allen schläft. Er hat nicht nur unsere letzten absichtslosen Volkslieder gesungen. Alles und jedes birgt er in eine Melodie ohn Ende. Der Wald, so sinnennah und unbegrenzt, die Nacht, so jenseits- und bildträchtig, werden ihm zu musikhaftem Gewirk (das Schumann, Brahms, Wolf, Pfitzner, Schoeck in Töne oft gleichsam nur umgeschaltet haben).

Eichendorffs Wortkunst leiht den unfaßlichsten Übergängen des Werdens, dem Schatten, der Stille, der Einsamkeit, der Lust und dem Weh ohne Gegenstand eine Vernehmlichkeit ohnegleichen. Zu persönlicher Stimmung verhielte sich das wie der Weltschmerz zum Kopfschmerz. Eichendorffs Tages- und Jahreszeit, wieder und wieder durchwandelt, sind keinbarer Kreisgang der Natur, sind nicht nur Gezeiten der Seele, sondern auch Weltgezeiten. Liebe ein Flügelschlag ins All, Unendlichkeit im Du. Noch der Tod kein Hinüber, sondern ein Heim: heim in die Gesamtbewegung, die zugleich Werden und Vergehen ist. Auch die Tat entsteigt diesem mythischen Strom. Vergessen wir nicht, daß „*Wer hat dich, du schöner Wald...*“ auch ein Kriegslied ist: „Was wir still gelobt im Wald, wollen's draußen ehrlich halten“ – Waldesruhe und sittliches Beruhen, das ist ein Weltenpulsschlag der Treue.

Hier und dort, nah und fern dieselbe Bewegung, der wallende Urgeist des Werdens, jetzt und immerdar. Der Mythos, der bis heute alle große Dichtung speist, der Urgeist der Gemeinschaft vor, in und nach der Geschichte; der die romantische Vergangenheit lebendig macht, der Bruder und Vater, nicht (wie viele Heutige wollen) der Feind der Geschichte. Auch die Geschichte wird eine Art Gegenwart, nicht Jetztzeit, sondern Allgegenwart: jene mythische Gegenwart des Vergangenen und des Künftigen, in der jedes Volk sein über- und allzeitliches Wesen gewahrt.

Und diesen Strom schöpft Eichendorff wie in kristallene Schalen. Schlesien das Land seiner Ursprünge, Heidelberg die Stätte des dichterischen Erwachens. Dann schwankt er zwischen Wien und Berlin; zwischen Österreich, das ihm vor seinem ersten Feldzug glückliche Jahre schenkt, und Preußen, wo er in Breslau und Berlin, Danzig

und Königsberg amtet und dichtet, ohne daß beides je in eigentlichen Zwist geriete. Gesamtdeutsch selbst Eichendorffs schlesischer Katholizismus. Nie wird ihm Glaube zur Gesinnung, nie zum System oder Programm wie so manchem Bekehrten. Bei ihm wie wohl nirgends in der Romantik ist deutscher Katholizismus. Daher Eichendorff, der zuletzt im Berliner Kultusministerium eine katholische Verwaltungsstelle betreut und am Ende eine katholizistische „*Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*“ geschrieben hat, dennoch nicht als katholischer Dichter im Gedächtnis unseres Volks lebt. Seine Dichtung gibt auch den katholischen Inhalten deutsche Wurzelung und gesamtdeutsche Ausstrahlung.

Eichendorff hütet kein Heiligtum, kein heiliges Weistum wie Hölderlin, er richtet keinen Seherblick in die heraufziehenden Gewitter des Weltalters wie George. Aber auch Eichendorff weiß von den volklichen und göttlichen Geheimnissen. Ihm noch einmal sagen gewissermaßen die Götter ins Ohr, was sie dem Volk durch seine Dichter sagen. Noch nirgends tritt ihm die Natur in die kulturphilosophischen Antithesen des 19. Jahrhunderts. Ohne weltanschauliche Stelzen bleibt jede Zeile des Weltzusammenhangs mächtig. Die reine Dichtung wird zum Eid und zur Gewißheit...

Es ist dieselbe reine Kunst, die in dem heutigen Spiel den Zauberstab führt. Einem Spiel voll Musik des Herzens, voll lächelnder Verfallenheit an die unstete Unschlüssigkeit und ebendarin Ordnung und Gnade des Lebens. Dem Ebenbild eines so klugen wie weisen Mannes, von Witz und Humor, von Einfalt und Adel und einer Gesundheit, die weder Bestrebtheit noch Mittelmäßigkeit ist. Traum und Schaum das Glücksrad, das hier ein Zauberlehrling dreht und nicht der Weltenmeister selbst. Wahrhaft und leibhaft die Seelen, die es umherwirbelt in Keckheit, Übermut und Enttäuschung. Und so gegenständlich wie dieser Schauplatz hier, aus blühendem Wuchs und durchkämpfter Geschichte gewoben, ist der Grund und Schoß dieses Spiels, ist der deutsche Wald, der das Dickicht der Abenteuer gebiert. Dieser Wald mit all seinen Druden und Elben, Natur und Schicksal spielen mit. So schließt die heitere Verliebtheit in das Ungefähr den großen Ernst der Dinge ein, indem sie ihn ausschließt. Wie unser nationalsozialistisches Deutschland die Spiele und Feste pflegt um der Reinheit und Kraft seines Ernstes willen.

Mag es darum nicht fehl am Ort gewesen sein, der tiefsten, weitesten Gebundenheit des Genius zu gedenken, der jetzt in seiner freiesten Leichte hier Einzug halten wird.

## Schlesisches und deutsches Wesen im Leben und Werk Eichendorffs

Von Dr. Gerhard Koßmann, Beuthen OS

Wenn wir in einer geschichtlich großen und für uns Lebende einmaligen Zeit, die alle Kräfte für die Aufgaben der Gegenwart und Zukunft sammelt, dennoch den Blick zurückwenden in unsere Vergangenheit, so gibt es für diese Rückschau eigentlich nur eine Rechtfertigung, nämlich die, daß wir zugleich in uns blicken und vorwärts sehen, daß wir stärker und sicherer den uns gestellten Aufgaben uns zuwenden. So betrachtet ist die Beschäftigung mit der Vergangenheit und mit den schöpferischen Menschen unserer Volks- und Geistesgeschichte niemals müßiges Spiel. Wir erkennen, daß wir nicht nur in der blut- und rassegebundenen Besonderheit unseres Wesens unseren Vorfahren verpflichtet sind, sondern daß auch die innere Seite unseres deutschen Wesens, die sich auf jener naturgegebenen Grundlage aufbaut, uns in Grundzügen überliefert, vorgelebt und als Aufgabe des seelisch-geistigen Werdens und Wachsens vor uns hingestellt ist. Wir sind überzeugt, daß die großen Gestalten unserer Volks- und Kulturgeschichte mit uns und in uns weiterleben, wenn nur ihre Taten und Werke aus der echten Wesensmitte des deutschen Volkes herausreifen. So steht der Adel des Bamberger Reiters heute noch weckend und innerlich aufrüttelnd vor uns wie vor den Deutschen des 13. oder 14. Jahrhunderts. So wird jeder Deutsche von der Gestalt und dem Geist Friedrichs des Großen mitgerissen. So spricht die Gewalt des Wortes Schillers oder der innere Reichtum Bachs oder Schuberts uns an. Sie führen uns nicht zurück in die Vergangenheit, auch nicht in eine vermeintliche gute alte Zeit, sie schließen unser eigenes Innere auf, sie lassen uns die eigentümlichen Kräfte unseres Wesens erkennen und uns unserer Art froh werden. Sich mit ihnen beschäftigen, bedeutet also gleichzeitig, sich bekennen, nicht nach rückwärts, sondern sich bekennen zu den unzerstörbaren Kräften

---

Dieser Arbeit liegt ein Vortrag zugrunde, der im Rahmen der 1. Schlesischen Hochschulwoche am 29.11.1938 in Hindenburg OS gehalten wurde. Der Vortrag wandte sich an Hörer aus verschiedenen Volksschichten. Wesentlichen Fragen, die in diesem Zusammenhang nur kurz berührt werden konnten, soll in einem späteren Aufsatz nachgegangen werden.

unseres Volkstums, dessen Kunder und Gestalter diese schöpferischen Deutschen waren und sind.

Der schlesische Freiherr Joseph von Eichendorff, dessen 150. Geburtstages wir in dem grodeutschen Jahr 1938 gedachten, scheint nun freilich nicht zu diesen bergewaltig und einmalig Begnadeten im deutschen Schopfungsraum zu gehören. Er ist unvergleichbar mit einem Genie, wie es Friedrich der Große war; wir können ihm auch nicht die umfassende Tiefe und Gestaltungskraft etwa Goethes zuschreiben. Aber was Eichendorff hier zu fehlen scheint, ist ihm auf anderen Gebieten in so erstaunlichem Maße beschieden gewesen, daß er doch das Höchste, was ihm erreichbar war, lauter und redlich lebte und gestaltete. Wie an wenigen anderen Dichtern hat sich an Eichendorff das Wort Goethes bewahrheitet: „Der persönliche Charakter des Schriftstellers bringt seine Bedeutung beim Publikum hervor, nicht die Künste seines Talentes.“ Es ist darum mehr als eine äußerliche Feststellung, wenn wir sagen können: Von allen Dichtern der sogenannten Romantik ist nur einer wahrhaft lebendig geblieben, nur einer wirkt damals wie heute jung und unveraltet, Eichendorff. Und zwar lebt er nicht in einer gebildeten Oberschicht, vielmehr, wie er selbst aus dem Volke seine besten Kräfte nahm, so hat auch dieses Volk ihn aufgenommen und verehrt. Eichendorff lebt im singenden Volk, und seine schönsten und reifsten Gedichte werden schon in unseren Lesebüchern den Kindern ins Leben mitgegeben. Der gute und tapfere Geist Eichendorffs stand und steht mahnend und ermunternd hinter allen deutschen Kämpfern an der Grenze. Nicht nur in seiner ostdeutschen Heimat, auch an der Saar wurde der Name Eichendorff als Kunder und Schutzherr deutschen Wesens in den Kampf mitgenommen. Und wenn Soldaten des Weltkrieges bekennen, daß Eichendorff für sie Deutschland war, wie R. Schlösser es ausdrückt, so wollen wir ihnen gern glauben. Wie wenig bedeutet demgegenüber die Redensart älterer Literaturgeschichten, Eichendorff sei der letzte Ritter der Romantik gewesen. Er war gewiß keine Museumsgestalt, die mit Blech klappert, d. h. er kleidete sich nicht in hohl gewordene Formen einer versunkenen Zeit, um es sich in einem Traumland wohl sein zu lassen, abseits von den ernstesten Erfordernissen seiner Zeit. Wenn wir an einen Ritter denken, dann an den Dürers, der zwischen Tod und Teufel seinen Weg vorwärts geht, der sein ritterliches Herz seinen Aufgaben hier auf der Erde weiht und dessen höchster Adel die redliche und männliche Haltung, die ehrenwerte Tat ist. So hat man mit Recht von Eichendorff gesagt, er habe sein Leben lang das Schwert nicht aus der Hand gegeben, im Kampf für die treue Entfaltung deutschen Wesens, für die lautere Welt der deutschen

Seele. Auch die romantischen Züge in der Kunst Eichendorffs dürfen wir nicht verschwärmt ansehen. Es gilt und galt ja nicht, recht oft rauschen und lauschen zu reimen, sondern die Tiefe und Bewegtheit des deutschen Gemütes wollte Bild, Klang, Musik werden, und sie ist es in Eichendorff geworden.

Wenn wir nun nach dem schlesischen und deutschen Wesen im Leben und Werk Eichendorffs fragen, so soll gewiß keine Gegensätzlichkeit zwischen beiden behauptet werden. Wir wollen vielmehr erkennen, wie in diesem Schlesier deutsches Wesen sich gütig und vorbildlich gestaltete; gleichzeitig finden wir den tieferen Grund, warum das deutsche Volk diesem Dichter die Treue hielt, während es andere, einst berühmtere Dichter als Eichendorff, in die Vergessenheit verbannte.

„Keinen Dichter noch ließ seine Heimat los.“ Dieses Wort Eichendorffs ist an ihm selbst Wahrheit und Schicksal geworden, freilich ein reiches und gütiges Schicksal. Die Heimat ist die Grundmelodie, die im Leben und Werk Eichendorffs immer wieder aufklingt, bald heiter, schalkhaft und beschwingt, verträumt und sehnsüchtig, bald dunkel traurig; und immer bleibt auch die Heimat der Inbegriff allen redlichen und kräftigen Strebens und Schaffens. Alles, was dieser Schlesier als Mensch und Künstler werden und vollbringen konnte, empfing er in Grundzügen und in der Anlage von seiner Heimat, wenn wir in diesem Wort auch die Kräfte des Blutes und der Landschaft mitverstehen. Die Landschaft des Dichters Eichendorff ist die schlesische, diese ostdeutsche Landschaft. Und ein gebürtiger Westdeutscher darf wohl behaupten, daß man an die eigentliche Tiefe und Besonderheit der Eichendorffschen Dichtung erst herankommt, wenn man mit empfänglichen Sinnen und offenem Gemüt in dieser schlesischen Landschaft gestanden hat, vor den Bergen und auf ihnen. Von einem Schloß über der Oder bei Ratibor, in Lubowitz, schaute der junge Eichendorff zum ersten Mal in das schlesische Land, in diesen ostdeutschen Himmel. Seine Ahnen waren ostfälisch-sächsischer Herkunft und hatten sich, vermutlich in kaiserlichen Diensten, zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Schlesien niedergelassen. Eichendorff entstammt also einem jener Siedlergeschlechter, die die Wiedereindeutschung des Ostens vollenden halfen. Schlesien gehörte zur Zeit des jungen Eichendorff, um 1800, erst verhältnismäßig kurze Zeit zum preußischen Staat. So trug die Jugend und die Erziehung des Dichters noch vorwiegend österreichische Züge, sowohl in Lubowitz wie später in Breslau. Ein sehr ausführliches Tagebuch schildert uns, zum Teil in köstlichen Einzelheiten, das Leben damit auch das Werden und Wachsen des Menschen und Künstlers. Die wesentlichen Kräfte, die seinen Charakter formten und seinem Lebensgefühl Klarheit und Tiefe verliehen, müssen hier schon genannt werden: die

Natur, die heimatliche Landschaft und das deutsche Volkstum. Die Natur, der mütterliche Quellgrund unseres Wesens überhaupt, mit Blumen und Tieren, Wäldern und Sonne, Sturm und Aufruhr, die Natur machte ihn von Kind auf zu ihrem Vertrauten, als habe sie ihn erwählt, ihr Geheimnis unter den Menschen zu verkünden und in innig-starker Menschwerdung zu verklären. Aus dem Traum der Kindheit löste sich im Schauen das Doppelantlitz der oberschlesischen Landschaft. Das eine ist nach Süden gewandt, steht den blauen und schimmernden Bergen offen und der südlichen Ferne, die traumschön hinter ihnen liegt. Diese Seite der heimischen Landschaft war es, die Eichendorff den ewigen Sonntag im Gemüte finden ließ, sie schenkte ihm die beschwingte Sorglosigkeit; und wenn wir für den wanderlustigen, schalkhaften, heiteren Eichendorff einen Ausdruck suchen, so umschließt doch der *Taugenichts* alles, der sich mit seiner Geige nach Süden aufmacht. Das andere Gesicht der oberschlesischen Landschaft zieht den Blick nach Norden, über die dunklen, von leiser Trauer und Schwermut durchrauschten Wälder, durch die der junge Eichendorff fuhr, wenn er die väterliche Besetzung in Tost besuchte. Hier finden wir die Züge des besinnlichen, ernsten, ringenden Eichendorff, dessen Leben und Werk immer auch die Herbheit und männliche Würde der Pflicht in sich aufnahm und bejahte. Die andere Kraft, die den jungen Eichendorff schon in seiner Heimat ergriff und prägte, war das Volkstum. Mit dem einfachen, schlichten, unverbildeten Volk war Eichendorff von Kind an vertraut, und früh wurde er sich bewußt, daß im Volke alle die Anlagen zu suchen sind, deren Entfaltung eine Nation stark und leistungsfähig macht. Er wäre nie der volksnahe Dichter geworden, wenn er von seiner freiherrlichen Höhe zum Volke erst hätte herabsteigen müssen.

Als er Schlesien verließ, um sich in Halle, Heidelberg und Wien dem Studium der Staatswissenschaft zu widmen, da nahm er die Heimat mit allem, was sie für ihn bedeutete, im Herzen mit, als unverlierbaren Besitz, als Glück und Verpflichtung. Er nahm mit den tapferen Willen, das Beste zu leisten. „Ich bete allein und einzig zu Gott, laß mich das ganz sein, was ich sein kann.“ Die Abschiedsworte, die dem Helden des Romans *„Abnung und Gegenwart“* von seinen Freunden zugerufen werden, gelten für Eichendorff selbst: „Vergiß uns nicht. Und wenn du einmal auf deinen Schlössern haust, werde nicht wie alle anderen, werde niemals ein trauriger, vornehmer, schmunzelnder, bequemer Philister! Denn, bei meiner Seele, du warst doch der beste und bravste Kerl unter uns allen.“ Die großen und berühmten Bildungsstätten des damaligen Deutschlands wie Halle, Wien und Heidelberg, konnten ihn wohl anregen und befruchten, aber die Grundrichtung seines Charak-

[Joseph Freiherr von Eichendorff, Handzeichnung aus dem Jahre 1847. Dem Deutschen Eichendorff-Museum geschenkt von M. G. V. Liederkrantz, Neisse / Handschrift *Winternacht*, Deutsches Eichendorff-Museum, Neisse]

ters und seines künstlerischen Wollens wurde nicht entscheidend abgewandelt. Eichendorff hat nie zu denen gehört, die ein romantisches Kunst- und Lebensprogramm entwarfen und dann mit ihrem Programm doch scheiterten. Er blieb schlicht und besonnen, tapfer und aufgeschlossen in der Verbundenheit mit Heimat und Volk.

Die Unglücksjahre Preußens und Deutschlands ließen auch den jungen Eichendorff zu jener Verantwortung und Tatbereitschaft reifen, die die Besten jener Zeit befähigte, das Befreiungswerk zu vollbringen. Es ist nicht genügend bekannt, daß auch Eichendorff zu den deutschen Freiheitsängern neben Arndt und Körner gehört. In jenen dunklen und stürmischen Jahren 1810–1812 schrieb er den Roman „*Ahnung und Gegenwart*“, dessen Held sehr viele Züge des Dichters selbst trägt. Da heißt es: „Friedrich sah zum ersten Male so recht in den großen Spiegel (der Welt und der Völkergeschichte), da schnitt ihm ein unbeschreiblicher Jammer durch die Brust, und die Schönheit und Hoheit und das heilige Recht, daß sie so allein waren. Und wie er sich selber in dem Spiegel so winzig und verloren in dem Ganzen erblickte, schien es ihm herrlich, sich selber vergessend, dem Ganzen treulich zu helfen mit Geist, Mund und Arm. Er erstaunte, wie er noch so gar nichts getan. So schien das große Schauspiel des Lebens, manche besondere äußere Anregung, vor allem aber der furchtbare Gang der Zeit, der wohl keines der besseren Gemüter unberührt ließ, auf einmal alle die hellen Quellen in seinem Inneren, die sonst zum Zeitvertreib wie lustige Springbrunnen spielten, in einem großen Strom vereinigt zu haben. Ihn ekelten die falschen Dichter an mit ihren Taubenherzen, die, uneingedenk der himmelschreienden Mahnung der Zeit, ihre Nationalkraft in müßigem Spiele verliederten. Die unbestimmte Knabensehnsucht ... verwandelte sich in eine heilige Liebe und Begeisterung für den bestimmten und festen Zweck. Gar vieles, was ihn sonst beängstigte, wurde zuschanden, er wurde reifer, klar, selbständig und ruhig über das Urteil der Welt. Es genügte ihm nicht mehr, sich an sich allein zu ergötzen, er wollte lebendig eindringen.“ Die letzten Worte besonders klingen wie ein tatbereites Echo auf die Reden Fichtes an die deutsche Nation. Ein Gedicht aus dem Jahre 1810, an die Tiroler gerichtet, die um die Freiheit ihrer Heimat kämpften, zeigt schon die für Eichendorff sehr charakteristische Einheit von Natur, Volk und Gott im Dienste eines großen Werkes.

Der in Breslau im März 1813 herausgegebene „*Aufruf an mein Volk*“ erreichte den Dichter in Wien. Er kehrte in die Heimat zurück und trat als Freiwilliger in das Lützow'sche Freikorps ein. Es war ihm nicht vergönnt, an einer größeren Schlacht teilzunehmen, er hatte aber die Freude, 1815 beim Einzug in Paris mit dabeizusein.

Das Soldatentum lag seiner ganzen Natur, und wir haben von ihm, der mit dem großen Gneisenau persönlich bekannt geworden war, das schöne Wort: „Wer den Tod fürchtet und wer ihn sucht, sind beiden schlechte Soldaten, wer aber ein schlechter Soldat ist, ist auch kein rechter Mann.“

Nach den Freiheitskriegen sah sich Eichendorff, der inzwischen geheiratet hatte, vor die Entscheidung gestellt, ob er im Soldatenberuf bleiben oder einer bürgerlichen Aufgabe sich zuwenden sollte. Er entschied sich für das letztere. Die Entscheidung ging aber für ihn tiefer: er mußte nämlich wählen zwischen Norden und Süden, zwischen Österreich oder Preußen. Eichendorff wandte sich nach Norden, er wurde preußischer Beamter. Über ein Menschenalter hat er als solcher treu und pflichtbewußt auch unter schwierigen Arbeitsverhältnissen das Seinige geleistet, in Königsberg, Danzig und Berlin. Wir denken heute gewiß nicht gering von dieser Lebensführung, bei Eichendorff besonders nicht, weil doch der Dichter oft mit dem Beamten in inneren Kampf kommen mußte. Die Bitterkeiten und den nun einmal notwendigen Plunder des Alltags nahm er auf sich, er hatte gelernt zu entsagen und zu verzichten um höherer Zwecke willen. Das Leben Eichendorffs war gewiß kein Leben der gemächlichen Erfüllung, er blieb der drangvolle Ostdeutsche, der die besten Kräfte seines Wesens an die übernommenen Aufgaben setzte, auch wenn er persönlich nicht dabei gesegnet wurde. Seine Beamtentätigkeit sah Eichendorff ebenso als Dienst am Volke an wie seinen Dichterberuf. Sowie er es in den oberschlesischen Wäldern gelobt hatte, blieb er wachsam und treu im Dienste für das Ganze.<sup>2</sup> Als die Zeit anfang, gemeinschaftselig zu werden, wie Eichendorff sagt, als gefährliche Strömungen aller Art zerstörend an das Innere des Volkes herankamen und damit auch seine Geschlossenheit bedrohten, da erhob der Dichter seine Stimme spottend und mahnend. Die scheindemokratische Gleichmacherei galt ihm als naturwidrig und fand in ihm einen entschiedenen Gegner. Ebenso wenig hielt Eichendorff von schöngeistigen Reden und Schriften, die sich weltverbessernd gebärdeten (Vgl. das Gedicht: *Blonder Ritter*). Gewiß war Eichendorff auch ein Angehöriger seiner Zeit, der er, seiner ganzen Anlage nach, sich nicht durchaus entziehen konnte. Es wäre töricht, ihm Gedanken und Pläne beizulegen, die erst in unseren Tagen wachsen und reifen konnten. Was ihn uns wert macht, ist die Tatsache, daß er sich kräftig und unerschrocken gegen den Strom des Niedergangs stellte. Er selbst war ein Bürge dafür, daß die Sehnsucht nach dem Großen und Echten wach blieb. Es darf ihm auch nicht vergessen werden, daß er sich mit Wort und Tat dafür einsetzte, daß

---

<sup>2</sup> Vgl. den Brief an Fouqué vom 1. Okt. 1814.

die Marienburg wiederhergestellt wurde und so dem deutschen Volke erhalten blieb. Wir dürfen Eichendorff, der von einem kommenden Volksführer der Deutschen so viel erhoffte, sein eigenes Wort gönnen: „Es ist leicht und angenehm, zu verspotten, aber mitten in der Täuschung den großen, herrlichen Glauben an das Bessere festzuhalten und die anderen mit feurigen Armen emporzuheben, das gab Gott nur seinen liebsten Söhnen.“ Dieselbe innige, aber auch wachsame Verbundenheit mit seinem Volke, die Eichendorff als Mensch und Beamter bewährte, zeigt er besonders da, wo die Berufung des Dichters ihn aus der Menge heraushebt. Er hat sich oft Rechenschaft gegeben, was der Dichter seinen Mitmenschen schuldig ist. Das Gebaren des Literaten, der bewußt oder unbewußt zunächst an sich denkt, aber nicht an die Würde der Kunst und die klare Schönheit des Inneren, dieses Gebaren war Eichendorff fremd, ja verhaßt. Darin lag für ihn die Würde der Dichtung, daß sie „redlich, wenn auch in schlichtem Gewande, den unvergänglichen Kern des Lebens zu deuten sucht.“ In dem Lebens- und Schöpfungsdrang der natürlich gewachsenen Gemeinschaft findet auch der Dichter seine Aufgabe, erfüllt er seine Berufung. Er selbst wird von den besten Kräften seines Volkstums emporgetragen, reichlich beschenkt und begnadet. Er gibt dafür dem Volke sich selbst wieder, er macht es reich und läßt es teilhaben an dem Schönen, ohne das wir nicht leben können, ohne das das Leben des einzelnen und aller in dem grauen Plunder alltäglicher Geschäftigkeit zu ersticken droht.

„Und die im Tal verderben  
In trüber Sorgen Haft,  
Er möcht sie alle werben  
Zu dieser Wanderschaft.“

„Nicht Träume sind's und leere Wahngesichte,  
Was von dem Volk den Dichter unterscheidet.  
Was er inbrünstig bildet, liebt und leidet,  
Es ist des Lebens wahrhafte Geschichte.“

Der höchsten Forderung, die an einen Künstler zu stellen ist, nämlich wahrhaftig zu sein, hat Eichendorff sich nie entzogen. „Was wahr in dir, wird sich gestalten, das andre ist erbärmlich Ding.“ Wir wissen, daß die Würde der deutschen Kunst immer dann niedergetreten wird, wenn an die Stelle der Wahrhaftigkeit das schöngeistige, im Grunde erlogene Getue tritt. Gegen diese Art von Schreibern wandte sich schon der junge Eichendorff. Wir müssen seine Worte hören, weil es klarer und überzeugender nicht gesagt werden kann. „Wie wollt ihr, daß die Menschen

eure Werke hochachten, sich daran erquicken und erbauen sollen, wenn ihr euch selber nicht glaubt, was ihr schreibt, und durch schöne Worte und künstliche Gedanken Gott und Menschen zu überlisten trachtet? Das ist ein eitles, nichtsnutziges Spiel, und es hilft euch doch nichts, denn es ist nichts groß, als was aus einem einfältigen Herzen kommt... Wo soll die rechte, schlichte Sitte, das treue Tun, das schöne Lieben, die deutsche Ehre und alle die alte herrliche Schönheit sich hinflüchten, wenn es ihre angeborenen Ritter, die Dichter, nicht wahrhaft ehrlich, aufrichtig und ritterlich mit ihr meinen? Bis in den Tod verhaßt sind mir besonders die ewigen Klagen, die mit weinerlichen Sonetten die schöne alte Zeit zurückwünseln wollen und, wie ein Strohfeder, weder die Schlechten verbrennen noch die Guten erleuchten und erwärmen.“ In dieser inneren Aufrichtigkeit, die jeder Schauspieler abhold war, liegt zum Teil das Geheimnis der Kunst Eichendorffs, die uns unmittelbar ergreift, rührt, froh und glücklich macht und die, auch wenn sie scheinbar alltägliche Worte in bescheidenen Versen formt, uns den Adel des Schönen und die Tiefe unseres Gemütes aufschließt. Diese innere Wahrhaftigkeit hat auch das Lied Eichendorffs im Herzen des Volkes lebendig erhalten, denn der einfache, unverbildete Mensch des Volkes ist in seiner Not und Trauer, in Heimweh und Sehnsucht, aber auch in Freude und Übermut ebenso wahrhaftig, schlicht und offen. Das unlautere Getue beginnt immer erst mit einem gewissen Grade falsch verstandener Bildung.

So trug der Dichter Eichendorff die Echtheit des Inneren volksnah im Gemüte, so konnte er sich in seinen Liedern verschenken, die Flamme der Freude anzünden und durch die Dämmerung des Schmerzes in den immer tröstlichen Morgen führen. Aber der Dichter mußte auch seine Empörung hinausrufen, er mußte als Mahner und Warner auftreten, als er sah, daß Kräfte der Zerstörung die Volksseele zu verderben drohten. „Nicht morsche Mönche, Quäker und alte Weiber, die Morgenfrischen, Kühnen will ich werben, die recht aus Herzensgrund nach Krieg verlangen. Mitten auf den alten, schwülen, staubigen Markt von Europa will ich hinuntersteigen, die selbst gemachten Götzen ... gelüftet's mich umzustürzen und Luft zu hauen durch den dicken Qualm, daß sie schauernd das treue Auge Gottes wiedersehen im tiefen Himmelsgrunde.“

Wenn wir an den tiefsten Grund des Eichendorffschen Wesens und Dichtens herankommen, stoßen wir immer wieder auf die Natur als den Quellgrund alles Schönen und Starken, auf dieselbe Natur, die uns doch auch immer wieder in ihre heißen und dunklen Wirbel hinabzieht, in die allvermischende, verwirrende

Gewalt des Lebendigen. Damit ist eng verbunden, für Eichendorff wie für fast jeden rechten Deutschen, die andere Macht, die wir Gott zu nennen gewohnt sind und die wir auch im Geheimnis und Wunder der Natur mit verehren. Auf fast jeder Seite seiner Dichtung, nicht nur in den Liedern, sondern auch in den Erzählungen, Märchen und Romanen, rauscht und leuchtet uns die Natur entgegen. Der Dichter führt uns nicht in ein mystisches Halbdunkel, er führt uns auch nicht in die Enge und Bedrücktheit menschlicher Gebäude, er nimmt uns vielmehr mit in die beglückende Weite der Landschaft, er läßt uns teilhaben an der schönen, vertraulichen Nähe des Blühenden, und keiner hat so innig und stark, so zauberisch tief und fromm den deutschen Wald in uns und um uns aufgebaut wie Eichendorff, dessen Name ja selbst ein Sinnbild der dauernden Zusammengehörigkeit von Natur und Mensch zu sein scheint. Eichendorff selbst spricht es klar aus, daß ihm die Natur der Mittelpunkt des Lebens war. „Auf Friedrich hatte das stille Leben den wohlthätigsten Einfluß. Seine Seele befand sich in einer kräftigen Ruhe, in welcher allein sie imstande ist, gleich dem unbewegten Spiegel eines Sees, den Himmel in sich aufzunehmen. Das Rauschen des Waldes, der Vogelsang rings um ihn her, diese seit seiner Kindheit entbehrte grüne Abgeschiedenheit, alles rief in seiner Brust jenes ewige Gefühl wieder hervor, das uns wie in den Mittelpunkt alles Lebens versenkt, wo alle die Farbenstrahlen gleich Radian ausgehen und sich an der wechselnden Oberfläche zu dem schmerzlich schönen Spiele der Erscheinung gestalten. Alles Durchlebte und Vergangene geht noch einmal ernster und würdiger an uns vorüber, eine überschwengliche Zukunft legt sich, wie ein Morgenrot, blühend über die Bilder, und so entsteht aus Ahnung und Erinnerung eine neue Welt in uns.“ Wir wissen und können es bis in Einzelheiten verfolgen, daß Eichendorff immer die Natur und die Landschaft seiner Heimat vor Augen stand, auch wenn er in Berlin oder Wien wohnte. Aus diesem Mittelpunkt des Lebens, aus der Stille und Klarheit der Natur gewann der Dichter die Kraft, die ihn in seinem persönlichen Leben und in seiner Kunst jung und gesund erhielt. Man spürt es an seinen Worten und Bildern, daß seine Seele unter freiem Himmel sich öffnete und zu singen begann. Die Natur war dem Dichter nicht nur ein unerschöpflicher Quell der Kraft, sondern auch das ewig gültige Vorbild des Menschen und der menschlichen Gemeinschaft. Der Wunderbau der hundertjährigen Stämme, die alten Felsenriesen und der ewige Himmel darüber, die Elemente, sonst wechselseitig vernichtende Feinde, sie beugen ihre rauhen, verwitterten Riesennacken und angeborene Wildheit, sie schließen Freundschaft und tragen und erhalten in weiser Ordnung

und Frömmigkeit die Welt. So wird der Wald Eichendorffs zum Sinnbild deutschen Wesens und Lebens. Der Wald ist das Sinnbild der unberührten, märchenfreundlichen Kindheit, er ist das Sinnbild der unzerstörbaren Jugendkraft des Volkes. Der Wald ist aber auch das Sinnbild der männlichen Beständigkeit und Treue, der redlichen und ritterlichen Tat, und immer klingt aus ihm die im Deutschen nie gestillte Sehnsucht nach dem Schönen, Liebenswerten und Starken.

„Einen Wald doch kenn ich droben,  
Rauschend mit den grünen Kronen,  
Stämme brüderlich verwoben,  
Wo das alte Recht mag wohnen.  
Manche auf sein Rauschen merken,  
Und ein neu Geschlecht wird stärken  
Dieser Wald zu deutschen Werken.“

Wenn wir an Eichendorffs Verhältnis zur Natur denken, so wissen wir, daß sie ihn wie nur wenige deutsche Dichter zu ihrem Vertrauten gemacht hat. Er steht neben der Sonne Goethes und dem milderen Lichte Mörikes. Eichendorff war berufen, nicht die Natur anzudichten oder über sie zu dichten, sondern die Natur selbst sang durch ihn, sie wurde Bild und Musik in seiner Seele. Sehr bekannt sind die vier Zeilen, die „*Wünschelruthe*“ überschrieben sind:

„Schläft ein Lied in allen Dingen,  
Die da träumen fort und fort,  
Und die Welt hebt an zu singen,  
Triffst du nur das Zauberwort.“

Am Schluß des schon öfter genannten Romans „*Abnung und Gegenwart*“ findet sich eine Stelle, die diese Zeilen in ein helleres Licht rückt. Es heißt da: „Der weite gestirnte Himmel, das Rauschen der Wälder rings umher, der innere Reichtum und die überschwengliche Wonne, mit welcher neue Entschlüsse uns jederzeit erfüllen, alles kommt zusammen. Es ist, als hört die Seele in der Ferne unaufhörlich eine große, himmlische Melodie, wie von einem unbekanntem Strome, der durch die Welt zieht, und so werden am Ende auch die Worte unwillkürlich melodisch, als wollten sie jenen wunderbaren Strom erreichen und mitziehen.“ Der wunderbare Strom ist ein Bild, und der Dichter hat gewiß das Recht, in Bildern zu sprechen. Dieses Bild aber ist ein gültiger Ausdruck des Gefühls und der Überzeugung, daß zwischen Natur und Mensch nicht ein Bruch durch die Welt geht, daß der Mensch nicht heraustreten kann aus dem Kreis des Lebendigen, daß wir vielmehr unlöslich verwoben

sind in den großen harmonischen Dreiklang, der auch wieder ein Einklang ist von Natur, Mensch und Gott. Der große Strom ist ein Bild dafür, daß wir Menschen geschwisterlich verbunden sind mit den anderen Wesen der Schöpfung, mit dem moosbewachsenen Stein, mit Blume, Wald und Tier, mit Wolken und Sonne, daß das Walten göttlicher Kraft in ihnen so nahe und spürbar ist wie im Menscheninneren. Auch unser Ursprung ist das strömende, alte und doch jeden Tag junge Leben der Natur; aber es ist dem Menschen auch vergönnt, daß die stummen Wesen in ihm Stimme gewinnen. Die Welt hebt an zu singen, Musik wird ihr Schmerz und ihre Trauer, Musik wird Heiterkeit und überschäumende Fülle. In dem Schlesier Eichendorff, der der Erde und dem Himmel in gleicher Innigkeit verbunden war, fing die Welt an zu singen, zart und stark. Wir müssen uns hier erinnern, welch tiefe Bedeutung der Natur im Leben und im Weltbild des germanisch-deutschen Menschen zukam; wir brauchen nur an Parazelsus oder Goethe zu denken. Wir müssen uns auch erinnern, daß der Wald schon früher einmal Heiligtum und Sinnbild war, bei den Germanen, und der Baum, der aus dem mütterlichen Boden kräftig aufstrebte und seine Krone zum Himmel hebt, stand im Mittelpunkt der germanischen Welt überhaupt. Gewiß, es liegen etwa 1000 Jahre zwischen den herb gefügten Worten der Edda und den melodischen Klängen Eichendorffs, aber Bild und Musik, hier wie dort, sind verwandten Ursprungs.

Es ist bisher schon öfter zum Ausdruck gekommen, daß in dem Zusammenklang von Natur und Mensch niemals die Stimme des Göttlichen fehlt. Das echte und aufrichtige religiöse Erlebnis gehört ebenso zum Wesensbilde Eichendorffs wie seine Liebe zu Natur und Volk. Wie bei Dürer oder Bach, bei Beethoven, Schubert oder Goethe, so kommt man auch bei dem Dichter Eichendorff kaum dazu, nach der besonderen Form des Bekenntnisses zu fragen, und zwar deshalb, weil sie das religiöse Erleben in unbedingter Lauterkeit und Echtheit aussprachen oder formten, aber auch, weil sie die besondere Art deutscher Frömmigkeit in einer für alle zugänglichen und gültigen Form ausprägten. Es gibt keinen von diesen großen, schöpferischen deutschen Menschen, der knechtisch gesinnt gewesen wäre. Bei aller Innigkeit und tiefen Ehrfurcht vor dem Heiligen bleibt ihr religiöses Erleben stark und würdig. Es lag Eichendorff auch nicht, Religion und Politik zu verwechseln. Er wußte, wie verderblich es ist, wenn von Unberufenen die Unlauterkeit in das religiöse Leben hineingetragen wird. Eichendorff lebte aus seiner starken und innigen, aber auch männlichen Gläubigkeit heraus; er war ein ritterlicher und aufrichtiger Untertan seines preußischen Königs, und eine seiner letzten Wohltaten galt

der Ausgestaltung eines protestantischen Friedhofs in Graz. Derselbe deutsche Wald, der ihm Sinnbild war für die Einheit zwischen Mensch und Natur, der ihm ebenso als Gleichnis der unerschütterlichen Beständigkeit des deutschen Volkstums galt, dieser Wald gab ihm auch die Gewähr, daß der Mensch, der hier tapfer und ritterlich das Seinige leistet, im Ewigen geborgen ist, „bis daß das ewige Morgenrot den stillen Wald durchfunkelt.“ Auch in Eichendorff war die in besonderem Maße schlesische Art mystischer Frömmigkeit lebendig, allerdings viel schlichter und klarer als bei Angelus Silesius und Jakob Böhme, jene, wie man gesagt hat, fast heidnische Sehnsucht frommer Menschen, wieder einzukehren in den wunderbaren Strom, der das All trägt, aus dem heraus auch Eichendorff singt. Diese Frömmigkeit läßt sich kaum schöner aussprechen als mit Worten von Franz Schubert, dem Seelenverwandten Eichendorffs, der ja auch, seinen Vorfahren nach, aus demselben Volksraum stammt wie der Dichter. Schubert schreibt seinen Eltern und seinem kranken Bruder zum Trost: „Als wenn Sterben das schlimmste wäre, was uns Menschen begegnen könnte. Könnte er nur einmal diese göttlichen Berge und Seen schauen, er würde das winzige Menschenleben nicht so sehr lieben, als daß er es nicht für ein großes Glück halten sollte, der unbegreiflichen Kraft der Erde zu neuem Leben wieder anvertraut zu werden.“

Ehe wir daran gehen, die im besonderen Sinne schlesischen Züge Eichendorffs herauszustellen, werfen wir noch einen zusammenfassenden Blick auf sein Lebensgefühl. Wir dürfen uns nach allem Eichendorff nicht zu spielerisch und verträumt vorstellen. Gewiß ist der *Taugenichts*, ist der wandernde Musikant ein Gleichnis des Dichters. Hinter dem beschwingten Wandertrieb steckt noch mehr; er ist ein Teil jenes Ferndranges, der die Deutschen von jeher in die Welt hinausgehen und schaffen hieß. Wenige Dichter wissen wie Eichendorff alle Töne des Heimwehs, der Liebe und der Sehnsucht anzuschlagen. Aber diese Sehnsucht ist nicht müde nach rückwärts gerichtet oder gar aus der Welt hinaus; diese Sehnsucht schaut nach vorn, sie wird zu einer schaffenden Kraft im deutschen Leben. Eichendorff kannte auch die dunklen Mächte des Lebens, das Dämonische und Tragische, aber er blieb nicht in der Fragwürdigkeit stecken wie andere Romantiker. Der ewige Sonntag im Gemüte, das heißt die natur- und volksnahe Festigkeit des Inneren, die seelische Gesundheit, wurde auch ihm nicht geschenkt, sie war das Ergebnis inneren Kampfes. Mit einer ähnlichen Meisterschaft, wie wir sie an Goethe bewundern, gelang es auch Eichendorff, sich durchzuringen zu den großen, aber auch schlichten und ewigen Lebenswerten. Die Einfalt, die mit Einfältigkeit nichts zu tun hat, wurde

ihm zur Grundkraft aller Tugend, d. h. der dienenden Tüchtigkeit und der unbeschwerten Freude. Diese Einfachheit machte es Eichendorff auch möglich, dem Volke in Freude und Schmerz nahe zu sein und ihm in seiner Kunst eine seelische Heimat aufzubauen. Männliche Güte, tapfere Bereitschaft, kindliche Heiterkeit strahlen von ihm aus. Vielleicht treffen wir den Grundton seines Wesens mit dem Wort: „Unsere freudigen Gedanken werden niemals alt, und die Jugend ist ewig. Wo ein Begeisterter steht, ist der Gipfel der Welt.“ Der dieses Wort sprach, hatte auch den erdgebundenen Mächten der Tiefe und des Dunkels ins Auge geschaut und wurde ihrer Herr.

Wenn wir nunmehr versuchen, die schlesischen Züge im Wesen Eichendorffs besonders aufzuweisen, so müssen wir bedenken, daß der Stammescharakter des Schlesiers keineswegs einförmig ist. Das hängt zusammen mit der Wiederbesiedlung des deutschen Ostens, an der ja verschiedene deutsche Stämme beteiligt waren. Diese Siedler sind aber dennoch zu einer neuen stammestümlichen Einheit zusammengewachsen, und das schlesische Volk hat sich im seelischen und kulturellen Leben schon lange vor dem Anschluß an Preußen in unverwechselbarer Eigenart ausgeprägt.

Schlesisch ist im Wesen und Werk Eichendorffs unzweifelhaft die immer spürbare Nähe der Heimat. Nicht nur so, daß er seiner oberschlesischen Heimat Dank sagte für das Beste, was er werden und schaffen konnte; nicht nur, daß die Natur der Heimat mit allen Märchenwundern der frühen Kindheit in Wort und Lied Eichendorffs gegenwärtig blieb; die Heimat selbst verfolgte ihn, ließ ihn nicht los. Und wenn er immer wieder aus Sehnsucht und Heimweh heraus singt, so ist das nur ein Zeichen dafür, daß diesem Sänger nur in seiner Heimat eine Ruhestatt im Drang des Lebens beschieden war.

„Du weißt's, dort in den Bäumen  
Schlummert ein Zauberbann,  
Und nachts oft, wie in Träumen,  
Fängt der Garten zu singen an.“

Mit dem Heimweh eng verbunden zeigt sich in dem Schlesier Eichendorff ein anderes Weh, das Fernweh; es steht in der Sammlung der Gedichte an erster Stelle mit dem Lied: *Frische Fahrt*. Beides, Heimweh und Fernweg sind Äußerungen eines Charakterzuges, der dem Schlesier tief im Wesen und im Blute sitzt. Hermann Stehr sagt einmal: „Der Schlesier kann das unruhvolle Schwelgen seiner Brust nicht anders beruhigen, als daß er sich niederwirft und die Erde seiner Heimat umklammert, selbst noch von der Ferne her durch den Schmerz seiner Seh-

sucht... Der Mensch des Volkes bändigt die durcheinanderlaufenden Aufregungen und Lockerungen seines Inneren, die ihn als tausend Möglichkeiten umgaukeln und manchmal hart an den Rand mancher Ausschreitungen bringen, durch ein inniges, fast brünstiges Verhältnis zur Scholle, die ihn trägt und ihm die fertige Gestalt seines Lebens gibt.“<sup>3</sup> Dieses unruhevolle Schwelgen des Inneren zeigen alle bedeutenden Schlesier. Es ist der Drang, der sich mit dem äußerlich Gegebenen nicht zufriedengestellt sieht, der über das Bestehende hinaus andere, neue Lebensformen sucht und auch schafft. „Nirgends als nur im deutschen Osten konnte sich jenes Bild vom deutschen Volke als einem ewig werden formen,“ sagt ein so guter Kenner wie Nadler. Die schöpferische Unruhe der schlesischen Seele hat sich auf zwei Gebieten besonders stark und überragend ausgeprägt, in der Frömmigkeit und in der Dichtung. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß auch Eichendorff in den großen Strom mystischer Frömmigkeit einzuordnen ist, der Schlesien durchzieht von Jakob Böhme bis zu Hermann Stehr. Eichendorff ist allerdings niemals stecken geblieben in jener bohrenden Tiefe, die J. Böhme so schwer zugänglich macht. Eichendorff lebt wohl aus dieser Tiefe heraus, aber er hebt sie in seiner Kunst in die klare Einfachheit, die jedes empfängliche Herz anspricht. Aus der drangvollen, suchenden Unruhe der Seele findet Eichendorff immer auch den Weg in den tröstlich aufleuchtenden Morgen.

Die innere Bewegung des schlesischen Menschen läßt uns auch einen anderen Wesenszug verstehen, der bei Eichendorff klar hervortritt: die Lust am Erzählen, die Spiel- und Märchenfreudigkeit. In den Geschichten Eichendorffs, aber auch in vielen Gedichten geht es durchaus wie im Märchen zu. Auch das Märchen, das Fabulieren gibt ja dem Schlesier die Möglichkeit, die Welt noch einmal aufzubauen. Der schlesische Stamm ist versoffen wie kaum ein anderer; im vorigen Jahrhundert wurde einmal das Wort geprägt, der Schlesier könne seinen Sonntagsrock nicht anziehen, ohne ein Gedicht zu machen. Nimmt man die beschwingte Musikalität hinzu, die durchaus nicht auf Kosten einer slawischen Blutzufuhr gesetzt werden muß, so erscheint es nicht erstaunlich, daß das deutsche romantische Lied aus Schlesien erklang; und Eichendorff war sein Sänger.

Die Worte, mit denen Hermann Stehr die schlesische Landschaft und den schlesischen Genius charakterisiert, dürften auch das Wesen Eichendorffs treffend bezeichnen: „Größe ohne Ausschreitung, inniges Wesen ohne Süßlichkeit, Ernst ohne Düsterei, Tiefe ohne Härte, heitere Daseinsbereitschaft bei besonnener, rüstiger

---

<sup>3</sup> *Das Stundenglas*, S. 184 f.

Tüchtigkeit.“ „So muß ich von dem schlesischen Genius sagen, daß sein Ernst tiefdringend, seine Heiterkeit gedankenvoll, seine Formkraft vielfältig, sein Wagen mutig und zäh, sein Träumen versonnen, fromm, ja himmlisch angeglüht sei.“<sup>4</sup> Es ist nun vielleicht das wunderbarste, daß dieser Dichter, der so ganz aus den Blut- und Wesensgründen der Heimat sein Leben und Werk gestaltete, dennoch durchaus heimisch wurde in der größeren Heimat Deutschland. Eichendorff ist den Weg ins Herz Deutschlands gegangen. Die sprichwörtliche schlesische Gemütlichkeit ist in ihm aufgeblüht zu dem reinen und unerschöpflichen Himmel des deutschen Gemütes. Welche Wesenszüge wir auch herausgreifen, immer steht dieser Dichter und Mensch vor uns als ein göltiges und adliges Bild des deutschen Menschen, des deutschen Wesens. Wir möchte oft, wenn wir mit Eichendorff leben, ausrufen: Ja, so ist der deutsche Mensch, innig verbunden mit Erde und Himmel, versonnen, versunken in die Rätseltiefe der Welt und des Lebens und wieder lichtfroh der Helle des Geistes zugewandt, sehnsüchtig, heiter, voller Musik und Traum, aber auch tapfer, ritterlich, rüstig und unermüdetlich im Schaffen und Dienen, ein Liebling der Natur und Gottes, stark in dem Glauben an die Jugend des Volkes.

Eichendorff hat noch eine andere Sendung erfüllt, die nicht unerwähnt bleiben darf. Seine Heimat war von jeher eine Brücke zwischen Osten und Westen, Norden und Süden. Eichendorff hat diese Kulturbrücke, die für das deutsche Volk schicksalhaft ist, zu Ende bauen helfen. Der Dichter, der seinen *Tangenichts*: Vivat Österreich rufen läßt, spricht doch auch von dem guten alten Preußen, und er war preußischer Geheimrat. Er wurde zum schöpferischen Mittler zwischen dem deutschen Norden und dem deutschen Süden, er war berufen und begnadet, in die heilige Wesensmitte der deutschen Volkheit einzugehen. Er war aber auch berufen, die Kulturkraft des deutschen Ostens und seiner oft verkannten oberschlesischen Heimat zu bezeugen. Als den alten Dichter sein Heimweh zurückführte, da nahm ihn die Stadt auf, die uns noch heute ein beglückendes Zeugnis für die lebendige Verbindung zwischen Süden und Norden, zwischen Österreich und Preußen ist. Neisse in Oberschlesien hütet das Sterbehäus und das Grab als Stätten, die dem schlesischen und dem deutschen Volke ehrwürdig sind.

Als das deutsche Leben und damit auch die deutsche Seele zu zerfallen drohte, da schien auch Eichendorff dem deutschen Volke verloren zu gehen. Die Rettung des deutschen Lebens war auch eine Rettung Eichendorffs. Unsere Welt, mit ihrer

---

<sup>4</sup> a. a. O. S. 179, 189. Es dürfte kaum möglich sein, eine so vielschichtige Erscheinung wie den Schlesier Eichendorff auf eine umfassende Formel zu bringen, und das ist gut so.

Sonne und mit ihren Schmerzen wäre nicht so schön, wenn Eichendorff nicht gelebt und gedichtet hätte. So wollen wir uns seiner freuen, denn erlebt in seinem Volk, ein treuer Schutzherr deutschen Wesens, als einer der Besten seiner schlesischen Heimat, aber auch als einer der Besten unserer großen Heimat, die nicht Österreich allein ist und nicht Preußen allein, sondern nur Deutschland.

In einem wenig bekannten Gedicht aus der dunklen Zeit Deutschlands unter Napoleon mahnt uns Eichendorff, daß wir, wenn die Not in das Volk und in die Heimat kommt, nicht dem Leben davonlaufen, um in der Stille zu träumen und zu dichten, sondern daß wir in dem Kampf beständig bleiben.

„In Wind verfliegen sah ich, was wir klagen,  
Erbärmlich Volk um falscher Götzen Thronen,  
Wen'ger Gedanken, deutschen Landes Kronen,  
Wie Felsen aus dem Jammer einsam ragen.

Da mocht ich länger nicht nach euch mehr fragen,  
Der Wald empfing, wie rauschend! den Entflohenen,  
In Burgen alt, an Stromeskühle wohnen  
Wollt ich auf Bergen bei den alten Sagen.

Da hört' ich Strom und Wald dort so mich tadeln:  
„Was willst, Lebend'ger du, hier überm Leben,  
Einsam verwildernd in den eigenen Tönen?“

Es soll im Kampf der rechte Schmerz sich adeln,  
Den deutschen Ruhm aus der Verwüstung heben,  
Das will der alte Gott von seinen Söhnen.“

## Eichendorff

Von Alfons Hayduk

Der Wendezeit Gewitterwolke  
Hing über ihm und seinem Volke;  
Doch in dem Strom des Morgenlichts  
Entsprang Herrn Rat der Taugenichts.

War auch sein Ränzel schmal und hart:  
Es lockt ihn stets auf Wanderfahrt;  
Ihm war die Gnade noch gegeben,  
Ganz als Natur in ihr zu leben.

So sorglos sang er, ewig Freier,  
Lud Wald und Mondnacht sich zur Feier,  
Das Posthorn statt der Eisenbahn.

In Einfalt hold vorbeigelebt? –  
Dem Lied, das solche Märchen webt,  
Ist jede Tiefe untertan.

## Eichendorff und die Marienburg

Von Wolfgang Federau

Nun geh' zur Burg! Doch zieh die Schuhe aus,  
denn heilig sind uns Deutschen ihre Stufen!

Agnes Harder.

Als in jenem denkwürdigen Jahre 1226, das kein Ostdeutscher, das kein Deutscher überhaupt je aus seinem Gedächtnis verlieren sollte, Gesandte des Herzogs von Masovien hilfelehnend bei dem Hochmeister des Deutschen Ordens, Hermann von Salza, in Venedig erschienen, um seinen Beistand gegen die heidnischen Pruzzen zu erbitten, da erhielt das Pendel des Weltgeschehens einen Ausschlag, einen Anstoß, dessen ungeheure Wirkungen noch bis in unsere allerjüngste Vergangenheit, ja bis in unsere kämpfende und blutende Gegenwart hinein zu verspüren sind. Ja, es ist nicht das Ergebnis einer alle nüchternen Grenzen überflutenden Phantasie, es ist nicht übertrieben und überspitzt, wenn wir sagen, daß noch der Donner der Sprengladungen, mit denen die Pfeiler der Dirschauer Brücke in der Nacht zum 1. September 1939 zerrissen wurden und den man in der Stadt Marienburg deutlich genug hörte, daß noch der Krach der auf den Dirschauer Bahnhof und die militärischen Anlagen Dirschaus niederstürzenden deutschen Fliegerbomben in einem bestimmten und sehr faßbaren Sinne mit jener mehr als siebenhundert Jahre zurückliegenden Begebenheit auf eine wunderliche Art ursächlich verknüpft sind. Es kann dabei völlig dahingestellt bleiben, ob Hermann von Salza in jenem Augenblick bereits intuitiv den Plan faßte, in diesem für damalige Vorstellungskreise fast sagenhaft fernen und durchaus abenteuerlichen Lande östlich der Weichsel dem Orden einen weltlichen Staat zu erobern – die Tatsache bleibt jedenfalls bestehen, daß in den dann folgenden einhundertundvierzig Jahren bis 1370, als die furchtbare blutige Schlacht von Rudau den Schlußstein legte zu der kraftvollen Umfassung neu gewonnenen Bodens und deutschen Siedlungsraums im Osten, Quelle und Ursprung aller weiteren Entwicklung Preußen-Deutschlands liegen.

Es begann also, mit der Entsendung Hermann Balkes und einer Handvoll Ordensrittern, Brüdern und Knappen, in die dünn besiedelte Landschaft zwischen Weichsel und Pregel, ein historischer Vorgang, der alsbald und für die Dauer von Jahr-

hundertern die Geschicke von Völkern und Staaten in neue und nicht geahnte Bahnen zwingen sollte.

Denkt man an den Deutschen Orden und seine geschichtliche Leistung, so denkt man an die Marienburg. Sie ist, heute mehr denn je vielleicht, für jeden, der nicht am Dinglichen, am bloß sinnlich Wahrnehmbaren, am Stofflichen haften bleibt, mehr als nur ein seltenes und außerordentliches Baudenkmal. Sie ist natürlich auch dieses: ein Denkmal, mit den Augen zu schauen, mit den Händen zu greifen, zu ertasten, wunderbares Zeugnis deutscher Baukunst, deutschen Handwerkergeistes und Handwerkerfleißes, deutschen Kunstgewerbes, jedes fühlende Herz, jeden aufgeschlossenen Sinn höher reißend, himmelan tragend durch die steingewordene Rhythmen ihrer Remter und Kreuzgänge, durch die Wucht ihrer schirmenden Mauern, durch den Zierat ihrer schlanken Pfeiler und Türme. Doch ist die Bedeutung der Marienburg damit allein nicht restlos erfaßt. Sie ist uns auch Sinnbild: für die Stoßkraft deutschen Willens und deutschen Lebens, die aus dünn und spärlich besiedeltem Boden, aus Moor und Sumpf und Steppe und Wildwasser und Heide und Brachland reiche bürgerliche Gemeinden wachsen ließen, Bauernhöfe und sattgrüne Weideflächen und bis zum Horizont sich dehnende Kornfelder. Sinnbild für die Kraft des Geistes und die Kraft des Glaubens, die in dem Ordenshauptaussichtbare Erscheinung wurden. Sinnbild schließlich für einen Behauptungswillen, der alle Widerstände und alle Rückschläge, und währten sie noch so lange, im Letzten doch immer wieder siegreich überstand.

In diesem Sinne wurde die Marienburg, das Hochschloß der Brüder vom Deutschen Hause, nicht etwa der Ausdruck stolzen oder gar rohen Übermuts. Es spiegelte sich vielmehr in ihr von Anbeginn an der ganze Zauber der überreichen Kultur des deutschen Mutterlandes, mit seinen Domen und Schlössern und Burgen, mit seinen Klöstern und Pfälzen und Rathäusern und Waffenkammern. Sie wurde der Inbegriff eines tief im Deutschtum wurzelnden Dichtens und Trachtens und ewige Kraftquelle der Ritter und der Landesbewohner selbst, die dem Hochschloß mit wahrhaft inbrünstiger Liebe und Hingabe verbunden waren. Ein Heinrich von Plauen, ein Bartholomäus Blume, Bürgermeister der Stadt Marienburg, und viele, viele andere kämpften, lebten und starben für die Burg, für den Geist, für die Glaubenswelt, welche das Hochschloß sichtbarlich verkörperte. Und noch vom letzten Hochmeister Albrecht von Hohenzollern will die Sage wissen, daß sein tiefstes, glühendstes Sehnen und Trachten in dem Wunsche gipfelte, einmal noch, o nur einmal wieder vor dem Sterbenmüssen die Marienburg sehen zu dürfen.

Es bedurfte also schon des furchtbaren Rückschlages nach der Schlacht von Tannenberg 1410 und des ein knappes halbes Jahrhundert später sich verwirklichenden Landesabfalls, es bedurfte der langen Fremdherrschaft der Polen, um Sinn und Bedeutung der Burg für den gesamten deutschen Ostraum vorübergehend verloren gehen zu lassen. Ganz geschah freilich auch dies nie, sie lebte als Mythos, als Sage fort gerade im Herzen des einfachen Volkes, und während ihre Mauern langsam verfielen, erblühte sie, märchenumwittert, herrlicher in den Seelen, in dem Vorstellungskreis, in der Erinnerungswelt der Menschen.

Dann kam jene Zeit großer politischer Wandlungen im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert, die geschehenes Unrecht sühnte und wiedergutmachte, die deutschen Boden, deutsches Land zurückführte zu dem wachsenden Preußen, der Keimzelle eines neuen Deutschland. Wohl ging noch einmal der nivellierende Sturm platten Nützlichkeitsinnes und sturer Verständnislosigkeit um die Jahrhundertwende über die Burg hinweg, aber schon ein halbes Jahrzehnt später, um 1803, ließ der Dichter Max von Schenkendorf seinen mächtigen Weckruf ertönen, mit dem er den preußischen Staat, die Provinzialregierung an ihre Pflicht und an ihre Aufgabe gemahnte.

Die Wiederherstellung der Marienburg war gewiß eine gesamtdeutsche Verpflichtung. Sie zu erfüllen waren freilich in erster Linie die Deutschen im Osten berufen, denn um ihr Symbol, um ihr Heiligtum ging es. Ein ostdeutscher Dichter stieß in die Fanfare, und niemand darf es wundernehmen, daß ein Ostdeutscher, der Oberpräsident Theodor von Schön, den Ruf aufnahm, daß ein anderer dem Osten innigst verbundener Dichter, Joseph von Eichendorff, dem hohen Beamten der hingebendste und treueste Mitarbeiter bei der Erreichung des hochgespannten Zieles wurde.

Will man das erste Bemühen um die Wiederherstellung der Marienburg angemessen würdigen, so darf man, um der Gerechtigkeit willen, die begleitenden Zeitumstände nicht vergessen. Der scharfe, rügende Aufruf Max von Schenkendorfs in der damals viel gelesenen Zeitung „*Der Freimütige*“, der gegen die Tumbheit und Sturheit jener Verwaltungsstellen Front machte, die das, was Polen von der Burg übrig gelassen hatte, nacheinander in eine Kaserne, ein Magazin und Ähnliches verwandelten, wobei rücksichtslos Zinnen und Kalksteine, Zierrate und Ecktürmchen, das ganze zierliche, schmückende Steinfiligran, aber auch Mauern und selbst Fundamente zerschlagen wurden und nüchternen Zwecksetzungen Platz machen mußten, dieser Aufruf war 1803 erschienen. Er war erschienen in einem Augenblick, da Preußen noch groß und stark war, noch zehrte von den Lorbeeren des Großen Friedrich. Er erwirkte immerhin, daß der Staatsminister Freiherr von Schrötter, erschreckt und

überwältigt von der Erkenntnis, welchen Weg man einzuschlagen im Begriff stand, sofort weiterer Zerstörung Einhalt gebot, daß der preußische König selbst in einer Kabinettsordre vom 13. August 1804 befahl, alle nur mögliche Sorge für die Erhaltung dieses unübertrefflichen Denkmals alter Baukunst aufzuwenden. Aber drei Jahre später raste die Brandfackel der napoleonischen Kriege über preußisches und deutsches Land, es kam die Schlacht von Jena und Auerstädt, es kam der Schmachfriede von Tilsit, es kamen die schlimmsten Jahre bis 1812, während derer man an anderes zu denken, um Dinge zu sorgen hatte, die dem Volk, der Regierung mehr am Herzen lagen und liegen mußten, als die Erneuerung des Marienburger Hochschlosses. Da griff, um Eichendorffs eigene Worte zu gebrauchen, „plötzlich Gottes Hand allmächtig ordnend durch die ziehenden Verhängnisse. Im Brande von Moskau leuchtete das blutige Morgenrot einer neuen Zeit mahnend herüber. Das Land Marienburgs aber hatte den Umschwung der Geschicke zuerst gesehen. Deutschland hatte, fast überrascht, sich selbst wiedererkannt, und die Herzen, einmal vom Hohen berührt, wurden auch für die großen Erinnerungen der Vorzeit und die Denkmale, die von ihnen zeugen, wieder empfänglich. Man erkannte, daß es kein Vorwärts gebe, das nicht in der Vergangenheit wurzele, daß der Stammbaum jedes neuen Gedankens in der Geschichte, den Gesinnungen und den Irrtümern der vorübergegangenen Geschlechter nachzuweisen sei, und man sehnte sich überall nach einem dauernden Symbol dieser neuen Überzeugungen und Zustände.“

Man ersieht gerade aus diesem Schlußsatz aus Eichendorffs Feder, welche Sinngebung man damals, unmittelbar nach dem glücklichen Ausgang der Befreiungskriege, der Marienburg wieder zuwies – es ist die gleiche Bedeutung, die auch wir Heutigen ihr, wie eingangs bereits angedeutet wurde, einräumen. Die Marienburg als Bauwerk wäre wohl schon etwas gewesen, das viele Menschen hätte anrühren können: alle, die Verständnis für architektonische Schönheit hatten und Kunstbegeisterung und historisches Verständnis. Aber die Marienburg als Symbol war mehr, sie ging schlechterdings jeden Deutschen und ganz besonders jeden Deutschen des Ostens an.

In diesem Sinne, vor allem in diesem Sinn, faßte auch der damalige Oberpräsident und spätere Staatsminister Theodor von Schön den ihm aus seinem Herzen eben so sehr wie aus seiner Erkenntnis zufallenden Auftrag auf. Die Idee, für die Schenkendorf einmal sich entflammt hatte, sie wollte er aus dem Bereich des zu Erstrebenden in die Tat umsetzen. „Ein jedes Volk muß wie Alt-England sein heiteres Westminster haben“, so sagte er einmal, und besser noch, klarer und überzeugender hat der Dichter Eichendorff, sein getreuerster und freundschaftlich ihm verbundener Mit-

arbeiter, Schöns Absichten in Worte gekleidet, wie er erzählt, Schön habe bei seiner Durchreise durch Marienburg, 1815, den alten erhabenen Burggeist in seiner ganzen Bedeutung erkannt und den ersten Gedanken leuchtend und zündend ins ungewisse Volksgefühl geworfen, den Gedanken nämlich, in Stein für alle Zeiten zu bekunden, wie der Eintracht eines ganzen Volkes, der treuen Eintracht zwischen Herrscher und Volk die Macht gegeben sei, das ewig Alte und ewig Neue aus dem Schutt der Jahrhunderte verjüngend wieder emporzurichten. Mit leerer Hand, aber in hochherzigem Vertrauen sei er so ans Werk gegangen und habe in dem wiederhergestellten Riesenbau, ohne es zu wissen und zu wollen, sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet.

Es ist nicht die Absicht dieses Aufsatzes, den allmählichen Werdegang der Wiederherstellungsarbeiten, die noch heute nicht restlos abgeschlossen sind, in seinem mannigfaltigen Auf und Ab, in seinen vielen Einzelphasen darzustellen und, etwa gar noch kritisch, zu verfolgen. Derartiges muß naturgemäß dem Fachmann, dem berufenen Kenner der Baugeschichte der Burg, überlassen bleiben. Aber gerade die Leistung derer, die den geistigen Antrieb gaben, ist einer besonderen Betrachtung außerhalb aller fachlichen und also baukünstlerischen Erwägungen wert, und man kann hier nicht von Schön als dem Bannerträger und gleichzeitigen Vertreter der Staatsgewalt, des Staatswillens, sprechen, ohne gleichzeitig auch seines engen Mitarbeiters Eichendorff immer wieder zu gedenken.

Als Eichendorff, der ja nicht nur ein Dichter und der vollkommenste Repräsentant der ausklingenden Romantik war, sondern auch ein mit hohen Gaben bedachter Verwaltungsbeamter, als also dieser Regierungsassessor in noch jungen Jahren zu Schön stieß, von Letzterem nicht zuletzt wegen seiner Herkunft aus dem katholischen Schlesien, wegen seines Glaubens also mit einigem Mißtrauen erwartet, wußte noch keiner der beiden Männer, wie sehr ihr Verhältnis mählich aus dem eines korrekten dienstliche Verbundenseins in die harmonische Freundschaft unmittelbar menschlicher Übereinstimmungen hineinwachsen sollte. Es war damals aber auch hinsichtlich jener besonderen Aufgabe, der Schön sich verschrieben hatte, das Studium erster Hoffnungen, Pläne und Entwürfe schon überwunden. Schon war der Architekt Costenoble aus Magdeburg nach Marienburg berufen worden, um an Hand der wahrhaft kümmerlichen Baureste Vorschläge für eine sachgemäße Erneuerung zu machen, wobei zunächst nur an das sogenannte Prachtschloß, also an den Hochmeisterpalast gedacht wurde, der im engeren Betrieb noch lange Zeit durchweg als „Kunstschloß“ bezeichnet wurde. Die beiden anderen Flügel des Mittelschlusses sowie das ganze Hoch-

schloß hielt man damals nicht für rettbar, zumal in Letzterem bereits das Gewölbe zertrümmert war. Erst die jüngste Zeit vor Ausbruch des Weltkrieges hat erwiesen, daß ein lediglich verfallenes oder zu einem einfachen Nutzbau umgewandeltes Bauwerk einer Restaurierung keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegengesetzt, geringere jedenfalls, als jene es waren, denen man sich gegenüber sah, als man die Fehler zu beseitigen sich mühte, welche die erste Wiederherstellung eben des Kunstschlusses aufwies. Schon im Jahre 1819 hatten die tatsächlichen Bauarbeiten begonnen, zunächst aus den Schenkungen der evangelischen Geistlichkeit, den ersten Beiträgen, die überhaupt für den Bau eingingen. Und erst zwei Jahre später, 1821, kam Eichendorff nach Danzig, und er kam, wohlge-merkt, in ein Ressort – katholische Schulangelegenheiten –, das mit den Plänen Schöns hinsichtlich der Marienburg unmittelbar nichts zu tun hatte.

Sehr bald aber ergab sich, daß bei aller Gegensätzlichkeit in konfessioneller und wohl auch in politischer Beziehung sich hier zwei Menschen begegneten, die einander aufs Beste ergänzten. Die Zurückhaltung Schöns wich darum auch rasch einem wohl beinahe unbegrenzten Vertrauen zu seinem neuen, jugendlichen Mitarbeiter, und aus der wechselseitigen Wertschätzung wurde in garnicht langer Zeit eine Freundschaft, die alle Stürme überdauerte und beiden zum Gewinn ausschlug.

Es war daher nur natürlich und konnte niemanden in Erstaunen setzen, daß sich die Tätigkeit Eichendorffs nicht auf sein Ressort, auf das ihm verwaltungsmäßig zugewiesene Sachgebiet, beschränkte. Es war ja gerade die gemeinsame Begeisterung für alles Romantische, welche diese beiden Männer zueinander hinzog und die Grundlage bot für ihren seelischen Zusammenklang. Gewiß mochte Schön dem flüchtigen Beobachter als ein kraftvoller Repräsentant kernigen, kantigen Männertums und als eigenwilliger, ja auch eigensinniger Kopf erscheinen. Doch barg sich hinter Stolz und Herbheit und deutlich zur Schau getragenen Selbstbewußtsein eine feine und fast scheue Seele, ein durchaus empfindliches und gefühlvoll Herz. Ja, man geht nicht zu weit, wenn man unterstellt, daß Schöns Begeisterung für die große Aufgabe, die er sich selbst gestellt hatte, überwiegend aus gefühlvoller Schwärmerei genährt wurde, aus den romantischen Neigungen, die auch in ihm als einem echten Sohn seiner Zeit lebten.

Der Anteil Eichendorffs an den Bemühungen um die möglichst pausenlose Durchführung der Wiederherstellungsarbeiten an der Marienburg wird sich heute, auch bei sorgfältigem Studium aller zur Verfügung stehenden Quellen, im Einzelnen nicht mehr nachweisen lassen. Sicher ist wohl, daß er erheblich größer gewesen ist, als

Eichendorffs eigene Monographie, die seine Bescheidenheit besonders deutlich erkennen läßt, es verrät. Sicher ist allerdings auch, daß dieser Anteil des Dichters nicht so sehr darin zu suchen ist, daß er Schön über entmutigende Augenblicke und Vorkommnisse hinweghalf und Widerstände, die sich dem hohen Vorgesetzten entgegenzustellen drohten, mit geschickter Hand und geschickterer Feder aus dem Wege räumte – Schön war ja wahrlich nicht einer, der sich entmutigen ließ, und Widerstände waren für ihn immer nur dazu da, durch die Kraft seines Willens und durch seine Autorität gebrochen zu werden – als vielmehr in der ständigen Bereitschaft, Schöns Gedanken und Schöns Begeisterung für sein kühnes Vorhaben zu teilen und sich selbst zu eigen zu machen. Was Schön plante, das erschien auch Eichendorff „des Schweißes der Edlen wert“. Und weil Schön dies wußte, weil sich dies immer wieder herrlich offenbarte, so konnte er freilich keinen besseren Mitarbeiter, keinen gläubigeren und zugleich bescheideneren Diener am Werk finden, als ein Eichendorff es war. Trotzdem mußte auch noch etwas Besonderes eintreten, um Eichendorffs Namen für alle Zukunft mit diesem prachtvollsten und herrlichsten Burgenbau im Weichsellande zu verbinden. Dies Besondere geschah in einem Augenblick, als Schön bereits unter ziemlichem Aufsehen seinen unfreiwilligen Abschied genommen hatte – wobei die Ernennung zum Burggrafen von Marienburg sich nur als unzureichendes Pflaster erwies für die Wunde, die ein allerhöchster Tadel dem eigenwilligen und aufrechten Manne geschlagen hatte – in einem Augenblick auch, als Eichendorff selbst bereits dem Übertritt in den wahrlich wohlverdienten Ruhestand entgegensah. Damals (1843) gelang es Schön, der seine ursprüngliche Absicht, die Wiederherstellung der Marienburg in einem prächtigen Druckwerk darzustellen, nicht hatte verwirklichen können, die Einwilligung des Königs zu erlangen, daß sein langjähriger Freund und Mitarbeiter Joseph von Eichendorff für den Rest seiner Amtstätigkeit nach Danzig beurlaubt und mit dem Auftrag versehen wurde, eine Denkschrift über ihrer beider gemeinsames Werk abzufassen.

Es saß also Seine Hochgeborenen Joseph Freiherr von Eichendorff, Geheimer Oberregierungsrat, Exzellenz, eines schönen Tages wiederum in der so sehr geliebten, in der niemals vergessenen alten, grauen Stadt an der Weichselmündung, in Danzig, und vor ihm türmten sich auf Tischen und Stühlen Berge von Akten, von Vorgängen, von Konvoluten, die er zum Teil noch so gut, so furchtbar gut kannte, in deren einigen er noch eigene Niederschriften, Vermerke, Vorlagen und Anweisungen aus jenen längst verrauschten Jahren entdeckte, und es lagen vor ihm, sauber ausgebreitet, dicke Lagen starken, blütenweißen Papiers, die er nun bald mit seinen dünnen, zierlichen Schriftzügen bedecken würde. Schon war der Titel gemalt, ein hand-

fester, trockener, wissenschaftlicher Titel, der alles sagte und nichts verschwieg, der den künftigen Leser nicht einen Augenblick im Zweifel darüber lassen würde, was er von dem Inhalt dieses werdenden Buches sich zu erwarten habe. „*Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg*“, so hieß dieser Titel, und er deckte sich genau mit dem Auftrag, den man dem Oberregierungsrat, unter gleichzeitiger Bewilligung aller billigerweise zu rechtfertigenden Reiskosten, mit auf den Weg nach Danzig gegeben hatte. Und es hätte nun wohl eine sehr sorgfältige, sehr gewissenhafte, sehr korrekte und ach so bodenlos langweilige Arbeit entstehen können, eine Denkschrift, wie sie bei dem oder jenem Anlaß immer wieder aus irgendeiner behördlichen Feder floß und die kaum einer las, es seien denn jene, die ihrer als Quellmaterial bedurften oder die sie zu benutzen, besser zu mißbrauchen gedachten, um mit ihrer Hilfe eine neue, ebenso nüchterne, ebenso langweilige Arbeit zu schreiben.

Und wirklich: Eichendorff fing an wie ein Geheimer Oberregierungsrat, der er ja war. „Unter den Ritterorden des Mittelalters hat der Orden der deutschen Ritter (gestiftet vor Acre im Jahre 1190) für Deutschland bei weitem das wichtigste Interesse, nicht nur, weil er uns landsmännisch angehört, sondern hauptsächlich durch die eigentümliche Entwicklung seiner Geschichte. – Es sei daher vergönnt, hier mit wenigen Hauptzügen an die Geschichte dieses Hauses (Marienburg!) zu erinnern, damit wir an der großen Vergangenheit erkennen, welche Bedeutung seine Wiederherstellung für die Gegenwart hat.“

Ja, so also fing der Herr Geheime Oberregierungsrat an. Aber siehe: es saß vor den Aktenbergen, vor den Stößen weißen Papiers nicht nur der hohe und korrekte preußische Beamte, sondern es saß vor eben diesem Tisch auch der Dichter Joseph von Eichendorff, der Romantik echtster Sohn. Und noch im währenden Schreiben vergaß der Mensch vor seinem Schreibtisch, daß er einen Auftrag zu erfüllen, eine gleichsam dienstliche Aufgabe zu erledigen hatte. Der Mantel der Würde, der Korrektheit fiel ab, sank herab von den Schultern des Schreibenden, der Mensch wurde sichtbar, dieser Mensch, der ein Dichter war, der nicht nur etwas Gewußtes, etwas aktenmäßig zu Belegendes zusammenzufassen hatte, sondern dem es galt, Geschautes zu gestalten und die Fülle der auf ihn einströmenden Gesichter zu bannen und zu binden. Es war einer gekommen, der wollte die Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg schreiben, und unversehens erwärmte sich sein Herz, sein Blut, wie in den jungen, kämpferischen Jahren, das so gut Gewußte, das keines Quellenstudiums mehr bedarf, bescheidet sich nicht mehr mit einer nüchternen Abspulung des Tatsächlichen, vielmehr erblüht nun Trauer und Schönheit und Süße des Weichselgaaes,

Aufgabe und Schicksals des Ordens, Vergangenheit und Verpflichtung dieser östlichen Menschen vor dem Hintergrund, vor der Geschichte des Bauwerks, dem sein Buch dienen soll. Der zopfige Amtsstil hat sich irgendwo ganz hinten verkrochen, er wird kaum noch da und dort sichtbar, und statt dessen strahlt alles auf, von innen durchglüht und erleuchtet, was je über diese Erde als blutrotes Leben dahingegangen ist. Schuld und Sühne sind da, Heldentum und Opferfreude und Kleinmut und Feigheit und Verrat, Stolz und Demut und Schwerterklirren und Hoheit und Schmach des Kreuzes. Noch einmal werden sie lebendig, Ritter und Laienbrüder und Trebler und Pferdemsarschall und Hauskomtur, noch einmal schleicht Johann von Endorf, der Mörder, in nächtlicher Stunde zur Hauskapelle des Meisters, stößt dem Ahnungslosen, dem Hochmeister Werner von Orseln, meuchlings das Messer ins Herz, der blanken Klinge so die kostbarste Scheide gebend, die in ganz Preußen zu finden ist, und vor der Schönheit dieser göttlich-strahlenden Architektur des Mittelschlusses findet der Dichter, nicht der Geheimrat Eichendorff, die fast hymnisch beschwingten Worte: „Tief aus dem Boden, von den übermächtigen Kellern, die wie der gebändigte Erdgeist sich unwillig beugend das Ganze tragen, erhebt sich der kühne Bau, Pfeiler auf Pfeiler, durch vier Geschosse, wie ein Münster, immer höher, leichter, schlanker, luftiger bis in die lichten Sterngewölbe des oberen Prachtgeschosses hinein, die das Ganze mehr überschweben als überdecken. Und wenn oben in Meisters großem Remter die von dem einen Granitpfeiler strahlengleich sich aufschwingenden Gewölbgurten wie ein feuriges Heldengebet zum Himmel zu stürmen scheinen, so gleicht der weite, zarte Dom des Konventsremters dem Himmel selbst in einer gedankenvollen Mondnacht, die hie und da milde segnend den Boden berührt.“

So also entstand dies Werk, das wir als Eichendorffs Beitrag zu dem Bemühen, der Marienburg, einen dauernden Platz im Herzen aller Deutschen zu verschaffen, anzusehen geneigt sind – als seinen wichtigsten Beitrag, für uns, die dankbare Nachwelt, bedeutungsvoller als seine tätige Mitarbeit an der Seite Theodor von Schöns uns Heutigen es sein kann. Ein Buch, das gewiß nicht letzte Vollkommenheit umschließt, denn oft genug noch kann sich der Dichter des Moderruchs alter Akten nicht erwehren, vergißt er, daß er ein Dichter ist, denkt er daran, daß er ein Geheimrat zu sein hat. Doch ist es im Ganzen gesehen so reich an Schönheit und seliger Trunkenheit, ist in ihm die Phantasie mit der Geschichte eine so glückliche, so harmonische Ehe eingegangen, daß es sicherlich noch in einer fernen Zukunft seine Wirkung nicht verfehlen wird. Bekenntnis ist es und Hingabe, und Eichendorff hat sich mit ihm im deutschen Osten ein Denkmal gesetzt, dauerhafter als Erz.

## Eichendorff in Danzig

Von Hans Sturm

Der Nachwind mag nit schlafen,  
Er find't wohl nirgend Ruh.  
Die Sterne überm Hafem,  
Die lächeln still dazu.

Die Wolken werden nimmer  
Des weiten Wanderns müd'.  
Die Wasser im Mondenschimmer  
Murmeln das alte Lied.

Mein Herz kann nit gewinnen  
Ein Stündlein Ruh vor Tag.  
Ein Heimweh brennt tief innen,  
Geht leise Schlag um Schlag...

Ich muß es gehen lassen  
Durch Traum und Tag hindann,  
Als ginge in den Gassen  
Ein fremder Wandersmann.

## Eichendorffs Strauß mit Strauß

Von Adolf Dyroff

Das Kämpferische in unseres Dichters Wesen, das sich vor allem während seiner Heidelberger Studentenzeit entludt und in Aburteilungen von blitzartiger Helle für alle Zeiten festlegte, hat mehr als andere, mehr auch als den Grafen Otto Heinrich von Loeben den Studierenden der evangelischen Theologie Friedrich Strauß betroffen. In einer der beachtenswertesten und glänzendsten Äußerungen deutscher Kulturkritik, im zwölften Kapitel des Romans „*Abnung und Gegenwart*“, führt uns Eichendorff in einem literarisch-ästhetischen Kreis, den man wegen gewisser Ähnlichkeiten mit einer Schilderung in Immermanns allerdings viel späteren „*Epigonen*“ und wegen des Auftretens einer Mädchengestalt (sie erinnert an ein vorzeitig altkluges und gesellschaftsfähig gewordenes Mädchen aus dem Bettinakreise) am liebsten nach Berlin versetzen möchte, der sicher auch aus Wiener Erlebnissen Farben erhalten hat, den wir indeß, einem unverkennbaren Winke des Dichters in der Skizze „*Halle und Heidelberg*“ folgend, nach Heidelberg verlegen müssen. Man wird Recht haben, wenn man in dem Minister mit seinem „britisierenden eingefrorenen Wesen“, der dem Grafen Friedrich die Einladungskarte zu dem „*Tableau*“ bei der vornehmen Dame überreicht, den Grafen Metternich erblickt; aber aus dem erhaltenen Bruchstück des Romanentwurfes wissen wir, daß sowohl die Gräfin Romana als die Gräfin Rosa, die in dem lebenden Bilde, das uraufgeführt wurde, die Hauptrollen hatten, von Haus aus nach Heidelberg gedacht waren. Und in jenem literarisch-ästhetischen Zirkel ist neben einem Schmachttenden, der allerlei Züge von dem Grafen Loeben angenommen hat, ein „wütend Begeisterter“ tonangebend, der sich von den Blaustrümpfen des Kreises gern den heiligen Thyrsus-Schwinger nennen läßt. „Es war ein junger, voller Mensch mit strotzender Gesundheit, ein Antlitz, das vor wohlbehaglicher Selbstgefälligkeit glänzte und strahlte. Er wußte für jedes Ding ein hohes Schwungwort, lobte und tadelte ohne Maß und sprach hastig mit einer durchdringenden, gellenden Stimme. Er fehlte ihm nicht an einer gewissen schlaun Miene, womit er niedere, nicht so saftige Naturen seiner Ironie preiszugeben pflegte. Friedrich wußte gar nicht, wohin dieser während seiner Deklamationen so viel Liebesblicke verschwende, bis er endlich ihm gerade gegenüber einen großen Spiegel entdeckte“ – so malt Eichendorff

das Bild des Thyrsus-Schwingers. Dieser führt fast einzig das hohe Wort. Und er läßt sich nicht lange bitten, etwas von seinen Poesien mitzuteilen. Er liest eine lange Dithyrambe von Gott, Himmel, Hölle, Erde und dem Karfunkelstein mit angestrengtester Heftigkeit vor und schließt mit solchem Schrei, daß er ganz blau im Gesichte wurde. Die Damen waren ganz außer sich über die heroische Kraft des Gedichtes sowie des Vortrags.

Zuletzt wird dem Manne noch „herzlose doppelzüngige Teufelei“ vorgeworfen. Obwohl er vorher lange Zeit vor den Damen Sonette, die der Schmachkende seinerseits vorgetragen, zum Stichblatte seines Witzes und Spottes gemacht hatte, wendet er sich plötzlich mit sehr heftigen Bitten zu dem guten Schmach tenden, er möchte ihnen noch einige seiner vortrefflichen Sonette vorlesen. Graf Friedrich ist empört. Er beschämt den Dithyrambisten offen, so daß dieser ihn seitdem wie ein richtendes Gewissen fürchtet, und in der Fortsetzung eines Gesprächs, das Friedrich mit einem anwesenden Landedelmanne führt, der den Typus des schlichten unverbildeten Lesers vertritt, fallen die Worte: „Es ist in unsern Tagen das größte Hindernis für das wahrhafte Verständnis aller Dichterwerke, daß jeder, statt sich recht und auf sein ganzes Leben davon durchdringen zu lassen, sogleich ein unruhiges, krankhaftes Jucken verspürt, selber zu dichten und etwas dergleichen zu liefern. Adler werden sogleich hochgeboren und schwingen sich schon vom Neste in die Luft, der Strauß aber wird oft als König der Vögel gepriesen, weil er mit großem Getöse seinen Anlauf nimmt, aber er kann nicht fliegen.“ Friedrich sagte seine Worte laut genug, daß sie der Thyrsus-Schwinger hören konnte.

Das ist der Strauß Eichendorffs mit Strauß. Das volle Verständnis der Zeichnung werden wir erst erlangen, wenn Friedrich Strauß' Tagebücher, die jetzt in ihrer ungewöhnlich reichen Anzahl das Dortmunder Staatsarchiv zieren, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht sind. Es empfiehlt sich vielleicht nicht, diese allesamt so herauszugeben, wie man Eichendorffs Tagebücher herausgebracht hat. Man wird, um von den während der Berliner Professoren- und Oberhofpredigerzeit entstandenen Tagebüchern hier ganz abzusehen, die für die Geistesgeschichte des Rheinlandes und Westfalens wichtigen Teile von den in der Heidelberger Zeit geführten Tagebüchern trennen müssen. Jene werfen reichstes Licht auf die religiöse Bewegung in und um Elberfeld und Iserlohn, in die Friedrich Strauß' bereits in einer freilich mehr erbaulichen Einzelschrift behandelter Vater, ein kräftiger, volkstümlich wirkender Pfarrer für das einfache, kernhaft fromme Volk, mächtig und bis auf heute nachhaltig eingriff, auf die Geschichte des rheinischen Schul- und Bildungswesens und auf rheinische Familien-

geschichte; die Heidelberger Tagebücher hingegen berichten uns von Besuchen bei Heidelberger Professoren verschiedener Fächer und Richtungen, von Begegnungen mit Graf Loeben, dem Freunde Budde, dessen Tagebücher ja bereits gedruckt vorliegen, mit den Brüdern Eichendorff, vor allem jedoch über den Inhalt und den Eindruck der gehörten Vorlesungen. Für uns kommen freilich nicht nur die Heidelberger, sondern auch die rheinisch-westfälischen Jugendtagebücher in Frage. Denn aus beiden ergibt sich, daß Eichendorff an dem jungen evangelischen Theologen mit seinem Späherblick zwar mehrere Züge gut gesehen, ihm aber doch in anderem Unrecht getan hat. Strauß war, nach seinen Tagebüchern zu schließen, ein ungewöhnlich rührseliger Mensch. In ungeheurer viel Tränen verströmt sich sein tiefes religiöses Gefühl und zuweilen mag der Mond gelächelt haben, wenn er einen schluchzenden Jüngling in vollen Kleidern über ein noch unberührtes Bett geworfen sah. Man wundert sich bei einem so natürlichen Vater über einen solchen Sohn. Und doch war die Religiosität des Jünglings kernhaft und echt. Dem Zeitgeschmack wird die Hauptschuld an so übertriebenem Wesen zur Last fallen; der Mutter möchte ich kaum einen dahin treibenden Einfluß zutrauen. Und die aus der Gegend von Nördlingen stammenden schwäbischen Vorfahren, bei denen man sogar versucht ist, zu fragen, ob entfernte Verwandtschaft mit David Friedrich Strauß vorliege, dürften alle Zeitanalogie nach eine härtere Religiosität besessen haben.

Außerdem war das Herz des jungen Menschen voll strenger Gewissenhaftigkeit und voll großen Ernstes. Ich nehme daher an, daß Strauß der von Eichendorff seinem Thyrsuschwinger beigelegten Doppelzüngigkeit unfähig war. Zumal dem nach den Tagebüchern schwärmerisch verehrten Grafen Loeben gegenüber wird Strauß schwerlich sich diese „Teufelei“ gestattet haben. Eher wäre denkbar, daß Joseph von Eichendorff selbst einmal etwas erlebte, was ihm den Theologen doppelzüngig erscheinen ließ. Es ist aber auch möglich, daß der Dichter von einem andern Gesellschaftsmenschen diesen Zug hernahm und kurzer Hand in das Bild des Begeisterten hineinverpflanzte. Und so scheint es auch mit dessen Verliebtheit in sein eigenes Spiegelbild gewesen zu sein.

So bleibt also als wirklicher Zug des Innern vor allem die übermäßige Begeisterungsfähigkeit übrig. Stimmen wird auch der Eindruck, den Strauß auf vornehme Damen machte. Stimmen können auch die Züge des Äußerlichen, die, wenn man von Eichendorffs satirischer Karikatur absieht, auf einen ungemein frischen, geborenen Redner und Prediger hindeuten. Daß Strauß der Dichtung huldigte, beweisen ebenfalls die Tagebücher.

Nicht hervorgehoben hat Eichendorff an Strauß das gewaltige Freundschaftsbedürfnis, die Lust an ästhetischem Geheimbund und die Freude an Ordensnamen. Begreiflich! Denn der Grundgegenstand des Romanes und besonders jener Szenen ist das Verhältnis von Poesie und Leben. Nur von solchem Gesichtswinkel aus ist da Strauß gesehen.

Es ehrt Strauß, daß er dem kecken Dichter den bösen Hieb nicht verübelte. In seinen ebenfalls lehrreichen Alterserinnerungen, die er wieder recht bezeichnend „*Abendglöckentöne*“ nannte, betont er, daß er mit dem Dichter des „*Taugenichts*“ im Berliner Kultusministerium an einem Tische zusammen gearbeitet habe. Gewiß haben sich beide über den Fall ausgesprochen und versöhnt. Ich konnte bisher auch in Strauß' – allerdings furchtbar schwer leserlichen – Heidelberger Tagebüchern keine böse Bemerkung über die Brüder Eichendorff entdecken. Wo von diesen die Rede ist, erhalten wir wertvolle Ergänzungen dessen, was Eichendorff selbst und Budde berichten, z. B. wird Eichendorffs „Im Bette Schwimmen“ sofort verständlich, wenn wir bei Strauß lesen, daß die lustige Gesellschaft im Rohrbacher „Ochsen“ für die Aufführung des „*Donauweibchens*“ Betten in das Gastzimmer herübergeschafft hatte; man machte also Schwimmbewegungen auf solchen Wogen (Herr Schöll erkannte diesen Zusammenhang, als ich ihm mündlich von jener Stelle des Strauß'schen Tagebuchs erzählte). Daß Graf Loeben auch überaus lustig sein konnte, erhellt ebenfalls aus Strauß' Tagebüchern, in denen übrigens von Loebens Hand mehrere Gedichte sich finden. Ein Geist, dem wie Loeben ein Tanz und ein Ave Maria auf gleicher Stufe standen, mag sonach auch Josephs Liebe zu Kätchen, wenn er sie bemerkte, wohlwollend begönnet haben; aus Eichendorffs Tagebüchern allein würde ich diese Folgerung nicht ziehen.

Ich hoffe, man erkennt, daß das Verhältnis zwischen Joseph von Eichendorff und Friedrich Strauß eine eigene Behandlung verdient und daß es, wenn es alleseitig gesehen wird, sich als mehrfarbiger Reflex der gesamten Geistesbewegung des 19. Jahrhunderts bis in die sechziger Jahre darstellt.

Gewissermaßen gibt Eichendorff gerade durch die Schärfe seiner jugendlichen Feindseligkeit zu, daß er in Strauß etwas Besonderes witterte (Budde wird diese Ehre nicht zuteil). Leider tritt Strauß, der merkwürdigerweise den gleichen Vornamen trägt wie der Hauptheld des Romanes, in Raimund Pissins Werk über Graf Loeben („*Isidorus*“ 1905) und in Herbert Levins (eigentlich Derweins) Buch über die Heidelberger Romantik zu sehr in den Hintergrund.

*Im Frühling*

In Memoriam Joseph von Eichendorff

Von Helmuth Richter

Der Flieder blaut im Garten,  
Der Mond schwimmt weiß im Fluß,  
Ich kann nicht länger warten,  
Dieweil ich wandern muß.

Ich will mein Bündel schnüren,  
Verschließen Tor und Haus,  
Die goldnen Sterne führen  
Mich weit ins Land hinaus.

Der Wind ist mein Begleiter,  
Die Wälder rauschen sacht,  
Und weiter, immer weiter  
Erglänzt die Frühlingsnacht.

In allen Blütenzweigen  
Wiegt sich schon Vogelbrut.  
Mein Herz pocht in das Schweigen:  
Komm, Welt, ich bin dir gut! ...

## Zwei Briefe von Hoffmann von Fallersleben an Hermann von Eichendorff

Von Alfons Perlick

Nach Hoffmanns eigener ausführlicher Lebensbeschreibung ist er wohl bei Lebzeiten Eichendorffs nur einmal näher mit ihm zusammengekommen. In Chamisso's Hause zu Berlin war es, als sie sich beide hier im Winterhalbjahr 1822 bei einer recht rege verlaufenden Abendunterhaltung trafen. „Ich ging nachher noch mit Eichendorff eine Zeit lang spazieren in den langen stillen Straßen Berlins; wir unterhielten uns viel über Poesie und Philisterei.“<sup>1</sup>

Nach dem Tode Eichendorffs setzte sich 1859 Hoffmann mit dem Sohne, Hermann von Eichendorff, der Regierungsrat in Aachen war und den literarischen Nachlaß seines Vaters verwaltete,<sup>2</sup> in Verbindung, um vor allem nähere Angaben über das Entstehungsjahr einiger Eichendorff'scher Lieder für sein Buch „*Unsere volkstümlichen Lieder*“<sup>3</sup> zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit trug Hermann von Eichendorff, gerade mit der Vorbereitung für eine Neuauflage der Werke seines Vaters beschäftigt,<sup>4</sup> die Bitte vor, ihm aus zwei literarischen Zeitschriften die Texte der dort von Eichendorff veröffentlichten Gedichte zu vermitteln. Hoffmann fertigte selbst die Abschriften an und erhielt von Hermann von Eichendorff aus dem Nachlasse seines Vaters drei bisher noch ungedruckte Gedichte für die Veröffentlichung in den „*Findlingen*“<sup>5</sup> und einen Brief, der sich auf die Zusendung des Liedes „*In einem kühlen Grunde*“ an den Erbprinzen von Sachsen-Coburg-Gotha bezog; beigelegt wurde noch ein Gedicht von Fouqué. Die beiden hier erstmalig zum Abdruck gebrachten Briefe stammen aus dem Hoffmann'schen Nachlaß, der in der Handschriftenabteilung der Berliner Staatsbibliothek aufbewahrt wird. Kosch, der dort den vorhandenen Eichendorff-Nachlaß bearbeitet hat, sind sie bei der Anfertigung der historisch-kritischen Ausgabe unbekannt geblieben, wie er auch die Veröffentlichungen Hoffmanns in den „*Findlingen*“ übersehen hat. Erst Karl Freiherr von Eichendorff führt sie in seiner literarischen Übersicht an.<sup>6</sup> Recht wertvoll werden die Hermannschen Briefe dadurch, daß sie die Angaben über die Entstehungsjahre der einzelnen Lieder enthalten, wodurch manche Annahme in der historisch-kritischen Ausgabe bestätigt wird. Hoffmann von Fallersleben hat die erhaltenen Mitteilungen in seinem Liederbuche verwertet; nur das Lied „*Viel Essen macht*

<sup>1</sup> Vgl. Gerstenberg, *Hoffmann von Fallersleben*, Ges. Werke 7, 1892, 134; Benzmann, *Hoffmann von Fallersleben*, Werke III, 113 und *Eichendorff-Kalender* II, 1911, 95.

<sup>2</sup> Vgl. Kosch 12, 258/59 und Nowack, *Hermann Freiherr v. Eichendorff*. (*Eichendorff-Kalender* 1914, 39/49).

<sup>3</sup> Vierte Auflage, hrsg. und neu bearbeitet von K. H. Prahl, Leipzig 1900.

<sup>4</sup> *Joseph Freiherrn von Eichendorffs sämtliche Werke*, 2. Auflage, Bd. I–VI, 1864 (Voigt & Günther).

<sup>5</sup> „*Findlinge*“ zur *Geschichte deutscher Sprache und Dichtung* von Hoffmann von Fallersleben, 1. Band 1860.

<sup>6</sup> Vgl. Karl Freiherr von E., *Ein Jahrhundert Eichendorff-Literatur*, (22. Band der Kosch-Ausgabe).

*viel breiter*<sup>6</sup> ist nicht angeführt und bei der Dichtung „*In einem kühlen Grunde*“ das Jahr 1810 für 1809, wie Hermann von Eichendorff mitgeteilt hat, gesetzt worden.

Die Briefe haben folgenden Wortlaut:

1.

Verehrtester Herr Professor!

Die Herren Voigt und Günther<sup>7</sup> benachrichtigten mich soeben, daß Ew. Hochwohlgeboren in betreff meines seligen Vaters einige Notizen von mir zu erhalten wünschen, und verfehle ich nicht, dieselben hier ergeben mitzuteilen.

Geboren ist mein Vater auf Schloß Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien am 10. März 1788, gestorben zu Neisse am 26. November 1857.

Die Entstehungsjahre der einzelnen Lieder sind:

*In einem kühlen Grunde*, 1809<sup>8</sup>

*Wer hat dich, du schöner Wald*, 1810<sup>9</sup>

*O Täler weit, o Höhen*, 1810<sup>10</sup>

*Wem Gott will rechte Gunst erweisen*, 1822<sup>11</sup>

*Viel Essen macht viel breiter*, 1824<sup>12</sup>

*Bei dem angenehmsten Wetter singen alle Vögelein*, 1832.<sup>13</sup>

Indem ich mich beehre, Ihnen diese Notizen zu übersenden, bin ich so frei, auch meinerseits eine kleine Bitte beizufügen. Ich bin nämlich jetzt mit einer neuen Gesamtausgabe der Schriften meines Vaters beschäftigt, die bei Voigt und Günther erscheinen soll, und vermute, daß sich in Friedrich Ast's *Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst* (Landshut 1807/13)<sup>14</sup> sowie in Löben's *Hesperiden* (1816/17)<sup>15</sup> noch manches seitdem nicht wieder abgedruckte Gedicht meines Vaters vorfindet, das auch im Manuskript nicht mehr vorhanden ist. Beide Zeitschriften sind mir hier

<sup>7</sup> Leipziger Verleger. Vgl. Kosch 1, 1, XIV; 12, 203 ff.; 13, 211 ff.

<sup>8</sup> Vgl. „*Findlinge*“ I, 234/35: 1838 dem Erbprinzen von Sachsen Coburg-Gotha übersandt, war 1809 in Lubowitz gedichtet. Zuerst 1812 in „*Deutscher Dichterswald*“ (hsg. von Just. Kerner) veröffentlicht, worüber in der Beilage zu Nr. 351 vom 17. Dez. 1857 der Augsburger Zeitung eine interessante Mitteilung von Justinus Kerner. Vgl. dazu *Sämtl. Werke* I, 1864, 57; Kosch, I, 2, 786/91 u. Hoffmann v. Fallersleben, *Uns. volkstüml. Lieder* 1900, 155 (Nr. 729).

<sup>9</sup> Vgl. Kosch 1, 2, 701/02; Hoffmann, *Unsere volkstüml. Lieder* 261 (Nr. 1248) und Melzer, *Über Zeit und Abfassung des Liedes* „*Wer hat dich, du schöner Wald*“ (21. Bericht d. Philomathie in Neisse 1882, 139/142).

<sup>10</sup> Vgl. Kosch 1, 2, 653 u. Hoffmann ebd. 203 (Nr. 958).

<sup>11</sup> Hermann v. E. gibt in seiner Ausgabe sogar das Jahr 1823 für die Entstehung des Liedes an, s. I, Vorwort S. VI; Hoffmann, *Volkstümliche Lieder* 255 (Nr. 1214) hat die briefliche Angabe übernommen (1822). Da das Lied aber schon in der ersten Niederschrift des *Taugenichts* vorhanden ist, so wird nach Kosch 1, 2, 640/41 die Entstehungszeit vor Mitte März 1817 zu legen sein.

<sup>12</sup> Vgl. Kosch 1, 2, 103 u. 1, 2, 675/77 („*Damenliedertafel in Danzig*“).

<sup>13</sup> Vgl. Kosch 1, 1, 15 u. 1, 2, 646; Hoffmann ebd. 26 (Nr. 112).

<sup>14</sup> *Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst*, hrsg. von Dr. Friedrich Ast (Prof. zu Landshut) 1, 1808. Vgl. *Sämtl. Werke* 1, 40 bis 41.

<sup>15</sup> *Die Hesperiden. Blüten und Früchte aus der Heimath der Poesie und des Gemüths*. Hrsg. von Isidorus (= Otto Heinrich Graf von Loeben). Leipzig I, 1816. Über das Verhältnis Eichendorffs zu Graf Loeben vgl. *Sämtl. Werke* 1, 1864, 39–40 ff.; Kosch 13, 262 u. 22, 21/24.

bisher unzugänglich gewesen, und erlaube ich mir, Ew. Hochwohlgeboren recht sehr zu bitten, wenn die Zeitschriften Ihnen dort vielleicht zu Gebote stehen sollten, mir von sämtlichen darin enthaltenen mit Florens oder mit dem wirklichen Namen meines Vaters sowie mit W. v. E. (Bruder meines Vaters) unterzeichneten Gedichten<sup>16</sup> auf meine Kosten eine Abschrift mit Angabe des Jahrganges der Zeitschrift anfertigen und selbige mir gütigst zugehen lassen zu wollen. Vielleicht läßt sich von ersteren noch Manches für die neue Ausgabe benutzen. Die entstandenen Kosten stelle ich ergebenst anheim, durch Postvorschuß zu entnehmen. Sie würden mich durch Gewährung dieser Bitte, deren Zudringlichkeit ich mit dem Zwecke freundlich zu entschuldigen ersuche, zu außerordentlichem Danke verpflichten.

Zugleich ergreife ich diese Gelegenheit, Sie, geehrtester Herr, meiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu versichern, mit der ich verharre,

Aachen,  
14. April 1859.

Ihr ganz ergebenester  
H. v. Eichendorff  
Regierungs Rath.

2.

Aachen, 5. May 1859

Hochgeehrtester Herr Professor!

Recht freudig überrascht hat mich Ihr gütiges Schreiben vom 21. v. M. und ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Bemühungen umso herzlicher, als Sie sich so ganz wider Erwarten der Last des Abschreibens gar selbst unterzogen haben. Auch dafür, daß Sie Ihre Ermittlungen noch weiter fortzusetzen gedenken, spreche ich meinen aufrichtigsten ergebensten Dank aus; Sie werden uns dadurch einen sehr großen Dienst erweisen, da ich hier von derlei literarischen Hilfsmitteln ganz entblößt bin. Die Winke in Betreff Kletke's<sup>17</sup> werde ich dankbar benutzen. Ihrem Wunsche gemäß füge ich aus dem Nachlasse meines Vaters Einiges bei, indem ich hoffe, daß Sie dasselbe für die „*Findlinge*“ werden benutzen können. Es würde mir außerordentlich angenehm sein, wenn es mir gelungen wäre, Ihrer Absicht dabei entsprochen zu haben. So ganz sicher bin ich meiner Sache allerdings nicht, da mir bisher nur die erste Lieferung der „*Findlinge*“ zugänglich gewesen. Sollte Ihnen anderes erwünschter sein, so bitte ich recht sehr, mich davon zu benachrichtigen. Vielleicht kann ich Geeigneteres mitteilen; Briefe sind fast garnicht vorhanden, mein Vater hatte sie vor seinem Tode größtenteils vernichtet.

Die drei Gedichte meines Vaters sind bis jetzt noch ungedruckt, Nr. 2 (*Lerbe*)<sup>18</sup> findet sich in

<sup>16</sup> In den *Hesperiden* unter „Joseph Freiherr von Eichendorff“: *Das Flügelroß, Liedchen an eine junge Tänzerin, An die Freude, Herbstklage, Trinklied*; unter „Wilhelm Freiherr von Eichendorff“: *Die zauberische Venus*. In der Zeitschrift von Ast zumeist unter „Florens“ und nur „Schwermuth und Entschluß“ unter W. v. E. Vgl. dazu auch Kosch 12, 253.

<sup>17</sup> Wahrscheinlich Hermann Kletke (geb. 1813 zu Breslau), Lyriker und Jugendschriftsteller, von 1867–1880 Leiter der *Vossischen Zeitung*. Vgl. Hoffmann ebd. 301 und Kosch 12, 274.

<sup>18</sup> Vgl. „*Drei ungedruckte Gedichte von Joseph Freiherr von Eichendorff nebst einem Briefe*“ (mitgeteilt von Herrn Fr. v. E., Reg. Rat zu Aachen) in den „*Findlingen*“ 1, 232/35: Nr. 1 „*Der Bettler*“ (1843), Nr. 2 „*Lerbe*“ (1849), Nr. 3 „*An meinem Geburtstag*“ (1850).

ähnlicher Fassung S. 208 der Gedichtsammlung.<sup>19</sup> Das Gedicht Fouqués war zur Aufnahme in den Chamisso'schen Musenalmanach für 1833<sup>20</sup> bestimmt, blieb aber meines Wissens ungedruckt.

Mit vorzüglichster Hochachtung  
Ihr ganz ergebenster  
H. v. Eichendorff.

## Auf Eichendorffs Spuren in Heidelberg

Von Willibald Köhler

Wer heutzutage eine Fahrt nach Heidelberg plant, insbesondere wenn er Schlesier ist, wird, gleich Joseph von Eichendorff vor 132 Jahren, von seliger Unrast schon Wochen vor dem Aufbruch erregt werden. Eine Weile wird er, ist er ein besonderer Eichendorfffreund, vielleicht sogar den Gedanken lieblosen, nach der Befreiung des Sudetenlandes der südlichen Reiseroute des Dichters zu folgen, wenn er in dessen Tagebuche jene Namen voll Glanz und Heiterkeit des Südens liest: Troppau, Sternberg, Olmütz, Brünn, Iglau, Neuhaus, Budweis, Kaplitz, Linz, Straubing.

Wer sich aber nicht gleich den beiden Studenten Wilhelm und Joseph von Eichendorff für die Hinreise allein fünfzehn Tage Zeit lassen kann, wer vielmehr alles in allem kaum diese Zeitspanne zur Verfügung hat und überhaupt mit Zeit und Gelde geizen muß, der wird aus praktischen Erwägungen trotz allem sich schließlich für die nördliche Linie entscheiden.

Der Verzicht wird einem Schlesier, dem ja in glücklichster Mischung genau je fünfzig vom Hundert süddeutsches Herz und norddeutscher Verstand in die Wiege sind gelegt worden, nicht gleich das Herz zerbrechen. Den Eichendorfffreund wird zudem das Wissen darum trösten, daß auch die beiden Eichendorffs damals sich für den nördlichen Reiseweg entschieden hätten, wenn dieser – Preußen hatte ja mit Napoleon noch Krieg – nicht durch Kriegsgebiet geführt hätte. So erging es also auch mir, und „mit Herzklopfen“ fuhr ich in diesem Sommer um die Abendzeit in Heidelberg ein, um im Geiste in Stadt und Landschaft den Spuren Eichendorffs zu folgen. Zweimal ist Eichendorff in Heidelberg eingezogen, einmal von Schlesien, also aus dem Neckartal, das andere Mal aus Paris, von Speier kommend, beide Male im Mai, und so sah er die Stadt in ihrem höchsten Glanze, weiß schimmernd gleich einer Braut in den Armen des Odenwaldes liegend. Der Anblick Heidelbergs aber im Lichte eines Juliabends ist nicht weniger entzückend. Nicht im blendenden Weiß des Blütenschnees erstrahlen da die Höhen; Bänder und Streifen im zarten Weißgelb des Elfenbeins weben da Linden und besonders die Edelkastanien in das grüne Kleid der Odenwaldhänge. – Hohe rote Altanen baut der nackte

[J.v.E. als Leutnant, Miniatur, / Alter Theaterzettel, zur Aufführung von E.s. „Die Freier“]

---

<sup>19</sup> In der Ausgabe der Eichendorff'schen Werke von M. Simion 1841, 1. Tl. S. 222.

<sup>20</sup> „Der deutsche Musenalmanach“, hrsg. von Chamisso u. Schwab. Hoffmann veröffentlichte das Gedicht „Fouqué an seine Freunde“ 1832 (A. d. Nachlaß des Freih. Jos. v. Eichendorff) in den „Findlingen“ 263/64.

Fels vor das grüne Haus der „laubigten“ Berge, hoch über dem Neckar schimmert rot die Schloßruine, erstrahlen unten in der Stadt die alten Bauwerke, so daß wahrhaftig „alles in rosigem Dufte schwimmt“. Und da erglüht ja auch im immer inbrünstiger sich entzündenden Abend jene alte, schöngeschwungene Brücke, von deren Scheitel Eichendorff oft diese „nirgends so schönen Sonnenuntergänge“ über dem nach Westen offenen Tale bewunderte. Der Brücke selber, die Goethe die vielleicht schönste der Welt nannte, deren Schönheit neben ihm Brentano und Gottfried Keller in Gedichten besangen, wußte Eichendorff sonderbarerweise nichts Besonderes nachzurühmen, während auf seiner Reise die Prager, die Dresdener und die Regensburger Brücke als die längste, die schönste und die festeste seine Bewunderung erregten. Es wird einem in der Stadt selber nicht leicht gemacht, den Spuren Eichendorffs nachzugehen. Unter den überall angebrachten Gedenktafeln, die erstaunliche Fülle der Geister offenbarend, die hier die blaue Blume der Romantik suchten oder von hier aus der Wissenschaft neue Wege wiesen, fehlen die für Eichendorff. Ich freilich hatte das Glück, den sicherlich besten Führer in dem durch seine Schrift „*Eichendorffs Kätchen*“ bekannten Eichendorff-Forscher Karl Otto Frey zu besitzen. Ich gehe in der Erinnerung die Wege nach, die er mich führte. Er zeigte mir den schönen Berggarten des Sattlers Müller am Hange des Riesenstein, wo Eichendorff im Mai sein Weinfrühstück gehalten und im Herbst alle Abende zwei Wochen lang, dabei die Stadt und die abendlichen Täler überschauend, herrliche Weintrauben und Edelkastanien zu sechs Kreuzern gegessen. – Er führte mich an den Ort, wo einst das Schießtor stand, an welchem Eichendorff vom Rohrbacher Kätchen Abschied nahm, und an die ergreifendste der Heidelberger Eichendorffstätten, den Friedhof, auf dem das Kätchen den Traum ihrer Liebe zu dem jungen Dichter nach ihrem frühen Tode weiterträumte. Leise spricht er den Anfang des letzten, innigsten der Kätchenlieder für sich hin:

„Nacht, Wolken, wohin sie gehen,  
Ich weiß es recht gut,  
Liegt ein Grund hinter den Höhen,  
Wo meine Liebste jetzt ruht.“

Und im Weitergehen setze ich in Gedanken fort:

„Zieht der Einsiedel sein Glöcklein,  
Sie höret es nicht.  
Es fallen ihr die Löcklein  
Übers ganze Gesicht.

Und daß sie niemand erschrecket,  
Der liebe Gott hat sie hier  
Ganz mit Mondschein bedeckt,  
Da träumt sie von mir.“

Ein Fernzug donnert vorüber, über Kätchens einstiges Grab hinweg, und Hall und Widerhall

im Fels des Schloßberges verschlagen einem für eine Weile Worte und Gedanken. Die Lokomotive schreit noch einmal auf, bevor sie im Tunnel des Schloßberges untergeht. –

Dann stehen wir auf dem Langemarkplatz, dem alten Paradeplatz, und vor uns in der Sonne liegt das Hotel „Zum Carlsberg“, wo die Eichendorffs sich nach der anstrengenden Reise die ersten Morgenstunden schlafen legten. Nicht sogleich freilich, wie die Dichtung, diesmal wahrer als das wahrheitsgetreue Tagebuch, wie das fünfzehnte Kapitel von „*Abnung und Gegenwart*“ gesteht. Denn zu solcher Stunde, es war 4 Uhr früh, waren selbst in den guten alten Zeiten die Heidelberger noch nicht munter; sie schliefen vielmehr so fest und gesund, daß sie sogar das Lied des einfahrenden Postillions nicht zu wecken vermochte; auch nicht den Pfortner des Gasthauses. Nur Studenten, die der im studentischen Treiben damals noch unerfahrene Dichter schon wach wähnte, während sie es vermutlich noch waren, durchzogen mit ihren Tabakspfeifen die Straßen. Und während der Schwager sein Konzert beendete, saß Erwin-Joseph auf dem Rande eines Brunnens vor dem Gasthaus und wusch sich die Augen klar. – Der Brunnen plätscherte heut wie einst, und den glücklichen Zufall, daß ein Chauffeur sich gerade im Brunnenbecken bei der Hitze kühlt, benutzt der unverbesserliche Karl Otto Frey listig, um mir zu beweisen, daß die Sitte, sich darin zu waschen, sich wie zu sehen durch die einhundertunddreißig Jahr bis auf den heutigen Tag im Volke erhalten habe. Der Chauffeur lächelt. Was tut so ein Gelehrter von heut nicht alles, um die Sitten zu erhalten! Der Löwe aber auf dem Brunnen war, das erkannte ich, auch ohne mir die Augen in dem Brunnenwasser klarzuwaschen, derselbe wie im Wappen Prags. Mich wundert, daß die vorseptemberlich-tschechische Propaganda nicht die Tüchtigkeit bessern, daraus die Zugehörigkeit Heidelberg und der Pfalz zur Tschechei nachzuweisen! Bei der historischen Unbefangenheit der Bevölkerung in den westlichen Demokratien hätte sie sicherlich viele Gläubige gefunden. – Wir aber wußten es ganz anders. – Und wer von uns es heute noch nicht wissen sollte, warum die beiden Wappentiere sich gleichen, der lese die Geschichte des Winterkönigs aus dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges nach oder lasse sich von dem Führer durch die alte Universität erklären, die gleich neben diesem Brunnen steht. – Auf dieser Universität wurde nach des Dichters Zeugnis tüchtig gearbeitet. Und so soll es heut erst recht sein. –

Wir gehen weiter zum Kornmarkt, an welchem der „Prinz Carl“ steht, das erste Heidelberger Dauerquartier der jungen Barone; ein standesgemäßes; das aber ihre Barschaft so rasend angriff, daß sie im Hinblick auf die vorgesehene Länge der Studienzzeit es vorzogen, in das schlichtere bei dem Bäckermeister Förster in der Mannheimer Vorstadt zu ziehen (heut ein Bäckereianwesen in der Hauptstraße 59), um dort in den sonnigeren Stuben ein „schöneres, stilleres und fleißigeres Leben zu beginnen.“ – Der Heidelberger Verkehrsverein gibt einen Stadtplan heraus, dessen Kehrseite neben dem Bilde des Brückentores ein solches des Kornmarktes zur Zeit der Romantiker in zarten Farben zeigt: den Platz, erfüllt vom bunten Getümmel eines Markttages; Landvolk, Wagen, Buden und Zelte, aus dem erhaben in strahlendem Weiß das Standbild einer Madonna aufragt. Von Eckhaus zu Eckhaus schwingt an durch-

hängender Kette die Laterne. Eine unbekümmert wirre Dächerlandschaft hebt den Blick des Beschauers über Mauer, Wall und Wald gelinde hinan zum Schloßberg, den die großartigste aller deutschen Ruinen krönt. – Einen Monat war es dem Dichter und seinem Bruder vergönnt, sich unverwandt an diesem bezaubernden, lebensvollen Bilde zu ergötzen; bis ihn die Verhältnisse zwangen, sich davon loszureißen.

Dann wechseln wir die Ufer über die schöngewölbte alte Brücke hinweg. Drüber reihen sich heut langhin prächtige Villen, wohnen „über dem Fluß“ unter anderem die Universitätsprofessoren, welche darum der Studentenwitz, wie mir Leopold Stahl, der Bearbeiter der „*Freier*“, erzählte, die „Überflüssigen“ nennt. – Es ist ein heißer Tag, der Sonne Wohltat wird Plage. Darum benutzen wir, von Eichendorffs Spuren abweichend, statt des zwischen Mauern und Weinbergen sich hinanwindenden romantischen Pfades die bequeme neue Fahrstraße, um zu den Terrassen der Eichendorff-Anlage über dem berühmten Philosophenweg hinaufzusteigen. – Es war ein glücklicher Gedanke, die Gedenkstätte für Eichendorff, den Dichter der Natur, gerade hier und in Form einer Naturanlage einzurichten. Von hier aus genoß Eichendorff am Ankunftstage, den erstrebten Gipfel des heiligen Berges verfehlend, die erste Aussicht auf die Stadt und die unendlich schimmernde Ebene. Und daß ein Platschbecken für die Jugend sich in ihr befindet, ist dem Geiste des ewig jungen Dichters gemäß, der mit fast siebenzig Jahren seinen in Neisse entsprungenen und dorthin in der Urschrift zurückgekehrten Hochgesang auf die Pflegestätten deutschen Geistes *Halle und Heidelberg* mit den Worten beschließt: „Die Jugend ist die Poesie des Lebens, und man möchte ihr beständig zurufen: Sei nur vor allen Dingen jung! Denn ohne Blüte keine Frucht!“ –

Zu unseren Füßen entragt dem bunten Häusermeer die ehrwürdige Heiliggeistkirche, in der zu Eichendorffs Zeit Protestanten und Katholiken Gottesdienst hielten. Noch ist von hier oben die Stelle zu erkennen, wo eine Mauer das umstrittene Gotteshaus feindlich in zwei Kirchen zerlegte. Die neue Zeit hat diese Mauer, dieses Zeichen des tragischen deutschen Glaubensstreites, endgültig beseitigt. Deutlich heben sich auch dem Blicke von hoch oben die älteste Stadt und die größere zur Zeit Eichendorffs von der neuen ab, die sich aus dem Schutz der Berge weit und kühn in die Ebene hinaus ergießt. – – –

Am Wochenende stieg ich dann, von dem einzigartigen Heidelberger Ehrenfriedhof kommend, „vom Walde hiernieder“ zu Karl Otto Frey nach Rohrbach hinunter, unbewußt den gleichen Weg gehend, den auch der Dichter ging, als er dieses ganz zum Eigentum des Volkes gewordene Lied empfing. –

Man muß Karl Otto Frey in Rohrbach erleben. Hier wird seine Eichendorffliebe zur Eichendorffleidenschaft. Seine Rede verzaubert einem die heutige Landschaft in die, die sie vor 130 Jahren war. Da dehnte sich bis an die Landstraße, an der, gleich hinter dem Eichendorffplatz, Freys Haus steht, ein riesiger englischer Park, an Umfang das Vielfache des heutigen. Eine Eichenpallissade umfriedete ihn. Vor dem Schloßchen, das man vom Garten her über eine breite Freitreppe durch eine Säulenvorhalle im klassischen Stile betritt, war früher ein Teich.

Heut ist dort nur Wiese. – Wir gehen von der Straße her in das Schlößchen hinein. Da ist ja gleich das große gemalte Zimmer mit dem hellglänzenden Fußboden. Ein kristallener Leuchter hängt an der Decke. Alles deutlich noch so, wie es im dritten Kapitel von „*Abnung und Gegenwart*“ beschrieben ist. Karl Otto Frey hält den Roman in Händen, um seine Erkenntnisse an Ort und Stelle mit des geliebten Dichters Text zu erhärten. Er pocht auf seinen Eichendorff, nicht nur bildlich, sondern wirklich. Der Eifer des Propheten überkommt ihn. – Durch die hohe Glastür übersieht man den Garten, in den wir auch sogleich hinaustreten. Viele Bäume aus Eichendorffs Zeit, mancher ausländische darunter, stehen noch da. Karl Otto Frey zupft von einem der merkwürdig urweltlich aussieht, ein Blatt. *Ginkgo biloba*, murmelt er, und das klingt wie eine exotische Zauberformel. Es ist der japanische Name des Silberaprikosenbaumes und der Titel des bekannten Gedichtes aus dem Buch „*Suleika*“ des „*Westöstlichen Divan*“. Ich nehme mir eines dieser eigenartig gespaltenen Blätter mit, die Goethe den geheimen Sinn des Eins und Doppeltseins aller liebenden Kreatur offenbarten. Wie können Liebe und Erinnerung das Auge doch verwandeln! Als der junge Eichendorff am Abend des 23. August 1807 das erste Mal in Rohrbach gewesen, trug er in sein Tagebuch ein: „... wo wir den unbedeutenden Garten der Markgräfin besuchten“. – Der Rohrbacher, obwohl von demselben genialen Gartenkünstler Skell angelegt, hielt ihm den Vergleich mit dem herrlichen Schwetzingen nicht aus. Nachdem aber Kätchen ihm Rohrbach zum Orte der höchste Seligkeit gemacht und die Erinnerung ihm den Platz verklärt, welch liebevolle Schilderung gibt er da in dem Roman von dem gleichen Garten! –

Wir steigen die Dorfstraße hinan. Durch sie fließt, heut eingefasst, der Rohrbach, der an dem trüben siebenten Februar 1808 zu dem Dichter wild hinaufrauschte, der oben im Gasthaus zum „Ochsen“ traurigen Herzens einsam hinter den geschlossenen Fensterläden die Geliebte erwartete. Und da ist auch das Wirtshaus, das den „Eleusischen Bund“ des Grafen Loeben beherbergt. Von den Fenstern des „eigenen Stübchens“ im ersten Stock blicke ich die Straße hinan nach dem Häuschen, vermeinend, es müsse da jeden Augenblick ein dunkellockiger Mädchenkopf im Fenster erscheinen und blaue Augen mich willkommen heißen. – Heut wie damals wohnt in dem Kätchenhaus ein frommer Küfermeister. In den beiden Prellsteinen am Tor sind noch die Rinnen, die Bretter zu halten, welche im Frühjahr das Wasser des aus seinen Ufern tretenden Rohrbachs vom Gehöft abhalten sollten. –

Wir treten wieder auf die Straße hinaus und folgen ihrer Richtung auf einem Pfade jenseits des Dorfrandes in einen gegen die Berge ansteigenden Wiesengrund. Prophet Frey hielt jetzt das zwanzigste Kapitel des Romanes aufgeschlagen. Da stand auch schon, auf der einen Seite an den Dorfrand grenzend, jene berühmte Mühle, die dem Dichter wahrscheinlich das volkstümlichste seiner Lieder eingegeben hat, das er dann wohl im Anblick der Wygonmühle im heimatischen Grunde bei Lubowitz im Banne seliger Erinnerungen vollendete. Riesengroß muß das Rad der Mühle einst gewesen sein, gemessen an der Höhe von Haus und Mühlgraben, und der Anblick des stillstehenden an dem zerfallenden Bau von un-

heimlicher Wirkung auf den Dichter. – Und wie wir den Hartsteig weiter hinan verfolgen, zeigt sich der schöne, lichtgrüne Grund, zeigen sich darin noch die Stümpfe der vom Dichter erwähnten Eichen, die erst vor zwei bis drei Jahren gefällt worden sind. Unter den kühlen Hallen, die sie wölben, hatte der Dichter, der sich in dem Roman hinter dem Grafen Friedrich verbirgt, die Geliebte in weißem, reinlichem Kleide oft sitzen sehen. In dem schönen Mädchen mit den schwarzen Locken und den blauen Augen, in der das Blut der deutschen Förster und das der Savoyer Astor sich mischte, hatte die des Dichters Seelenspiel zwischen Südweh und Heimweh erzeugende Spannung, die Spannung also, die später die fruchtbarste Anregerin seines Werkes werden sollte, lieblichste Gestalt angenommen.

Schließlich nahm mich Karl Otto Frey noch einmal in den „Ochsen“ und taufte mich dort, wohl um auch mir die Zunge des Propheten einzusetzen, mit gehörig viel und gutem Rohrbacher Wein. Das rühmliche Gewächs tat an mir seine Pflicht.

### Lubowitz, die neue Eichendorffgedenkstätte

Von Landrat Dr. Hütteroth, Ratibor

In Lubowitz klingen und schwingen im Park unter den herrlichen alten Bäumen und Laubengängen die unsterblichen Lieder Eichendorffs, nicht hörbar aber spürbar doch für alle, die aufgeschlossenen Herzens dort weilen:

Schläft ein Lied in allen Dingen,  
Die da träumen fort und fort  
Und die Welt hebt an zu singen  
Triffst du nur das Zauberwort...

Immer wieder sind wir tief innerlich berührt, wenn wir dort weilen, wenn wir durch den „Haugengang“ gehen, der in den „*Lubowitzer Tagebuchblättern*“ so genannt wird und wenn wir von der Linde, wo die Verse „*O Täler weit, o Höhen*“ entstanden sind, unseren Blick über das Tal der Oder ins weite schöne schlesische Land schweifen lassen.

Und immer wieder enttäuscht den Besucher das Schloß, weil es unansehnlich geworden ist und weil nichts an Eichendorff erinnert, weder außen noch im Innern. Auf dem alten Friedhof unweit des Schlosses findet man den vor einigen Jahren errichteten Gedenkstein des Ratiborer Künstlers Hoffmann mit dem Reliefbildnis Eichendorffs. Das ist alles, obwohl es an mancherlei Bemühungen nicht gefehlt hat. Nicht viel für Menschen, die mit einigen Erwartungen und Gefühlen nach Lubowitz kommen, und es hat schon mancher verwundert dreingeschaut, weil das Geburtshaus, das Schloß Lubowitz, keine Kunde von Eichendorff gibt: Kein Gedenkbaum, keine Gedenktafel, kein Erinnerungszimmer, nichts.

Als ich im November 1937 mein Amt als Landrat des Kreises Ratibor antrat, war ich sogleich entschlossen, hier grundsätzlich Wandel zu schaffen. In meinem ersten Bericht vom 22.

November sprach ich von „einem Zustand, der nicht als würdige Repräsentation deutschen Kulturlebens im Grenzland angesehen werden kann.“ Es folgten dann Erörterungen und Verhandlungen mit der Generalverwaltung der Herzoglich Ratiborschen Besitzungen und mit vielen Staats- und Parteistellen wegen eines möglichen Ankaufs oder einer Überlassung des Schlosses an Vereinigungen, die das Andenken des Dichters besonders pflegen könnten. Man dachte an den weiblichen Arbeitsdienst, an den deutschen Sängerbund, an ein Dichter- und Künstlerheim der Reichskulturkammer, an eine Gedenkstätte der Eichendorffstiftung und manches andere. Bei meinen Bestrebungen fand ich die nachdrückliche Unterstützung des Gauleiters und Oberpräsidenten, des Landeshauptmanns und des Regierungspräsidenten.

Im Frühjahr 1939 formulierte ich zugleich in meiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied der Eichendorffstiftung mit dem Generaldirektor Otto der Herzoglich Ratiborschen Besitzungen, der ebenso wie der Herzog selbst förderndes Verständnis für unsere Bestrebungen zeigte, einen Vertrag, den der Vorstand der Eichendorffstiftung alsbald mit dem Herzog von Ratibor abschloß. Danach wird der bisher unbenutzte und verwahrloste Festsaal des Schlosses der Eichendorffstiftung zur Einrichtung einer Gedenkstätte überlassen. Die äußere Renovierung des Schlosses wird durch die Herzogliche Verwaltung durchgeführt. Zur Gedenkstätte wird ein besonderer Zugang vom Schloßhof aus geschaffen und in der Weise abgegrenzt, daß den Besuchern, die durch eine Vertrauensperson der Eichendorffstiftung in Lubowitz begleitet werden, auch ein Ausblick auf das Schloß von der Parkseite her ermöglicht wird. Der Besuch des ganzen Parkes bleibt natürlich wie bisher nach Anmeldung beim Mieter des Schlosses möglich; der Park soll nur nicht ständig offen sein. Die Gestaltung des Gedenkraumes, der kein Museum sein soll, liegt in Händen des Regierungsbaurats Hallermann. Die Arbeiten, bei denen nur wertvolles, ausgesuchtes Material verwendet wird, sind im Gang; sie haben jedoch infolge des Krieges eine Verzögerung erfahren. Vom Hof her ist die mittlere Fensteröffnung als Eingangstür ausgebaut worden. Eine Freitreppe in lebendem Granit führt in den Raum, dessen Decke in der ursprünglichen unendlich gefälligen und überaus ansprechenden Weise ausgemalt worden ist. Das Auge wird von dieser Deckenmalerei sofort gefangen genommen. Wände und Fenster erhalten einen hellen Anstrich warmer Tönung. In der Ofennische wird anstelle des eisernen Ofens ein stilgerechter Kachelofen aufgestellt, den die Staatlich Majolika-Manufaktur in Karlsruhe hergestellt hat. Dies besonders reizvolle Ausstattungsstück wird mit dem Wappen der Familie Eichendorff geschmückt sein, das heraldisch richtig nach einem Wappenteller aus dem Besitz des Enkels des Dichters, des Oberstleutnants Karl Freiherr von Eichendorff gestaltet wird. Acht Kristallwandleuchten mit Kerzenlicht, ein stilgerechter Fußbodenbelag und abgestimmte Fenstervorhänge werden das Raumbild vervollständigen. Vier gefällig gestaltete kleine Schauvitрины finden an den Wänden Aufstellung und sollen der Aufnahme von Erinnerungstücken aus der Lubowitzer Zeit des Dichters dienen. Raumbeherrschend wird eine von Künstlerhand geschaffene Büste des Dichters sein, die in der Mitte der gartenseitigen Langseite vor

dem mittleren Pfeiler aufgestellt wird. Sie soll den jungen Eichendorff, den Lubowitzer Eichendorff, darstellen.

Die Kosten für die Gedenkstätte werden durch den Staat, die Provinz und den Kreis Ratibor aufgebracht.

Wäre der Krieg nicht gekommen, so hätten wir die Gedenkstätte im November oder Dezember 1939 einweihen können. Jetzt haben andere Aufgaben den Vorrang.

Nach dem siegreichen Kampf gegen Polen ist der Blick von den Lubowitzer Höhen nun nicht mehr wehmütig getrübt durch die Schau auf geraubtes schlesisches Land. Bis zum 31. August verlief in einer Entfernung von 6 km vom Lubowitzer Schloß die polnische Grenze. Die Höhen jenseits der Oder waren polnisch geworden; damit auch das schön gelegene Pogrzebin, zu dessen Schloß mancher Gruß des jungen Dichters von den Lubowitzer Höhen an Luise von Larisch, seine spätere Frau, geschickt worden ist. Am 1. September 1939, wenige Stunden nach dem Beginn des Krieges gegen Polen, war dies schlesische Land und Volk wieder mit dem Reich vereint.

## Das Jahr 1939 im Deutschen Eichendorff-Museum

Von Kustos Karl Willi Moser

Verheißungsvoll beginnt in den ersten Januartagen das Schicksalsjahr 1939 durch den Besuch einer jungen Familie. Das Jahr nimmt auch zunächst seinen gewohnten Verlauf. Nach dem natürlich bedingten Winterschlaf steigt rasch die Besucherzahl, ihr besonders starkes Anschwellen in der Hauptreisezeit berechtigt zu der Hoffnung, daß dieses Jahr der ersehnte 2000. Besucher erreicht wird. Die Stetigkeit der Besucherentwicklung kommt deutlich in dem zur gleichen Zeit erreichten 1000. Besucher zum Ausdruck (1938 am 16.7., 1939 am 23.7.).

Wieder neben die Schulen den Vorrang aller Gesellschaftsführungen ein. Die Volksschulen marschieren an der Spitze: Hermannstein, Klein Mahendorf, Eichenau OS., Hochfelde, Falkenberg. – Dazu treten die Städt. Mittelschule Falkenberg OS., das Privat-Gymnasium Neisse II und das Oberlyzeum Neisse. Es ist überhaupt festzustellen, daß sich Eichendorff in der Jugend zunehmend seinen Platz erobert. Wieder ist der Reichsarbeitsdienst unser treuer Freund. Am 9.2. werden 159 Teilnehmer des Truppführer-Lehrganges an der RAD.-Schule Zülz OS durch unser Museum geführt. Dank des wohldurchdachten „Feldzugsplanes“ und der gewissenhaften Pünktlichkeit der in verschiedenen Gruppen unterstellten Besucher wird der Besuch allen Teilnehmern zu einem Erlebnis. – Die Schlesienfahrt der 40 RAD.-Maiden 8/160 aus Schwarzau im Kreise Liebau führt am 23.6. in unserer Gedenkstätte zu einem Höhepunkt der Fahrt. Im Rahmen der Erziehungsarbeit der Organisationen der Partei gehört es zu den Selbstverständlichkeiten, daß der Besuch des Eichendorff-Museums in den Kreis der Kulturveranstaltungen mit eingezogen wird. Die Statistik verzeichnet am 17.7. den Besuch der HJ.-Schar Wermsdorf bei Braunau (Sudetengau), am 28.7. führt die Ringführerin im

BDM.-Neisse, Ruth Peters, ihre Gäste aus Westerburg im Westerwald, 13 BDM.-Führerinnen, in unser Museum. – Auch die NS.-Frauenschaſt benutzt ihre Fahrten zum Besuch verschiedener Kulturstätten. Die Großfahrt der NS.-Frauenschaſt Stettin findet nach einer 14 tägigen Wanderung durch Schlesien und das Sudetenland am 28.6. in unserem Museum ihren Ausklang, desgleichen führt die Frauenschaſtsleiterin Neisse-Friedrichstadt, Frau Kubina, ihre Gäste, 59 Frauen der NS.-Frauenschaſt Nippert im Kreise Neumarkt, am 7.6. zu Eichendorff. Die Darstellung der 40 jährigen harmonischen und besonders glücklichen Ehe Eichendorffs, seiner glückhaften, im idyllischen Familienleben des Elternhauses in Lubowitz sicher ankernden Kindheit findet gerade bei diesen Frauen reichen Wiederhall.

Die große deutsche Organisation aller schaffenden Deutschen, die Deutsche Arbeitsfront, schult unermüdlich ihre Mitglieder; der Lehrgang für fachliche Ausbildung für Lehrlinge des Einzelhandels aus Breslau erfährt am 23.2. in unserem Museum eine wertvolle Bereicherung. Nennenswert ist in diesem Jahre wieder die Anteilnahme der Wehrmacht. Mitten in dem vielseitigen, tiefgreifenden Ausbildungsplan wird am 7.6. die 2. Kompanie des Inf.-Rgt. 38 in mehreren Gruppen durch die Räume geführt; dazu benutzen die Beamten und Angestellten des Heeresbauamtes Neisse einen schönen Sonntagmorgen zum Besuch unseres Museums.

Einige besonders ehrende Gesellschaftsführungen sind in diesem Jahre Höhepunkte. Am 15.7. werden die auf einer Rundfahrt durch Schlesien befindlichen oberschlesischen Pressevertreter geführt. Noch höhere Bedeutung kommt dem Besuch des Inspektors der schlesischen Ordnungspolizei, Polizei-Generalmajor Riege, mit sämtlichen Polizeioffizieren, der schlesischen Schutzpolizei und Vertretern der Oppelner Regierung zu. Äußerst befriedigt verabschieden sich die Offiziere nach der Führung zu ihrer Weiterfahrt. Die Krone des ganzen Jahresbesuches bildet der Besuch des von dem ersten Großdeutschen Wandertage aus Hirschberg kommenden Reichswanderführers, Dr. Werner, seines Mitarbeiterstabes und zahlreicher Vertreter deutscher Wandervereine.

Die Einzelbesucher erleben wieder in ununterbrochener Kette vom zeitigen Frühjahr bis in den Herbst hinein hier unseren Eichendorff. Sie verteilen sich auf die deutschen Landschaften: Schlesien = 182, Norddeutschland = 7, Ostdeutschland = 5, Mitteldeutschland = 26, West- und Süddeutschland = 34, Sudetenland = 13, Ostmark = 2 Besuche.

Ruhig anschwellend fließt so der Besucherstrom über den Sommer hindurch an, bis die Schatten der ersten Kriegswolken auch auf unser Museum fallen. Die letzten Augusttage zwingen dem deutschen Menschen ernste, harte Gedanken auf: Englands Neid will den Krieg und benutzt – oft erprobt – diesmal unseren östlichen Nachbarn als willfähiges Werkzeug seiner kulturzerstörenden Machtpolitik. Da ist die Reisezeit mit einem Schlage beendet, die Pflicht, jetzt nur an den Ernst der Tage zu denken, läßt die Museumsräume bald veröden. „Wer in der Not nichts mag als Lauten rühren, des Hand dereinst wächst mahndend aus dem Grabe.“ Die ausbrechenden Feindseligkeiten mit Polen, die nachfolgenden unverständlichen Kriegserklärungen Englands und Frankreichs verhindern nicht den Fortgang des inneren Museumsbetriebes.

Ungestört wird der rege Briefwechsel fortgesetzt. Bleibt auch durch anderweitige Inanspruchnahme der Männer des Museums in kriegswichtigen Betrieben weniger Zeit für die Arbeit, da wird eben der Abend und besonders der Sonntag zu der Erledigung unverschiebbarer Arbeiten herangezogen. Bald finden sich – welch günstiges Zeichen – die ersten Soldaten als Besucher ein. Die wenigen Urlaubsstunden bei dem Durchmarsch werden zu einem Museumsbesuch ausgenützt! Mit ernstschlossenen, aber zuversichtlichen Mienen schreiten sie durch die Welt Eichendorffs, um sofort anschließend ihren Weitermarsch an die Front anzutreten! Gibt es einen schöneren Beweis von der Kulturhöhe des deutschen Soldaten?

So brachte zwar der Krieg – wie nicht anders zu erwarten – einen Einfluß auf den Museumsbesuch, aber den inneren Betrieb vermochte er nicht einen Tag zu beeinflussen. Unversehrt schreitet das Museum mitten in dem großen Ringen dieser Tage um unser deutsches Lebensrecht in das neue Jahr hinüber.

## Der rechte Wandersmann

Von Franz Mahlke

Die deutsche Heimat ist des Herzens Wiege.  
Wie dankbar trinkt der Wald das blaue Licht!  
Wie eine Lerche ihre Strophe flicht  
Um einer Silberwolke schwanke Stiege!

Und irgendwo in einem kühlen Grunde  
Geht eine Mühle, sinnt ein Lindenbaum  
Zurück sich in die Nachtigallenstunde;  
Da sah er Zweien in den schönsten Traum.

Es wiegt des Wanderers Herz sich in die Weite,  
Auf Wiesenwogen wie auf steilem Pfad,  
Im Regenwind wie unterm Sonnenrad –  
Es singt – und immer ist es auf der Freite.

Gott ist dem rechten Wandersmann zur Seite,  
Ob es oktobert oder ob es mait:  
Die Heimat ist ihm Wiege, ist ihm Weite,  
Ist Aufbruch, Ziel, ist seine Ewigkeit.

## Mitteilungen / Bücherecke

## Die Deutsche Eichendorff-Stiftung

wurde am 23.6.1938 als rechtsfähig erklärt und zwar in einer gut besuchten Mitgliederversammlung in Neisse, dem Sitze der Stiftung. Geleitet wurde die Versammlung von dem Schatzmeister der Stiftung, Bürgermeister Franzke, Neisse.

Schulrat Karl Sczodrok in Oppeln gab einen Bericht über die Geschichte der Eichendorff-Stiftung, Studienrat Willibald Köhler über Geschichte und Bedeutung des Eichendorffsterbhauses in Neisse (ausführlicher Bericht in der *Neisser Zeitung* vom 23.6.1938).

Über die Satzungen der Stiftung wurde folgendes beschlossen:

Die „Deutsche Eichendorff-Stiftung“ ist ein eingetragener Verein und hat ihren Sitz in Neisse. Sie dient der Verwaltung und Erhaltung des Deutschen Eichendorff-Museums und dessen Erschließung für das deutsche Volk, der Pflege der sonstigen Eichendorff-Erinnerungen, der Werbung für die Werke des Dichters Joseph von Eichendorff, der Erforschung der Romantik und der Herausgabe von Werken dieser Forschung. Die ordentliche Mitgliedschaft kann von allen Frauen und Männern arischer Abstammung durch schriftliche Beitrittserklärung beantragt werden. Die Aufnahme erfolgt durch den Vorsitzenden, der seine Entscheidung schriftlich mitteilt. Die Ablehnung von Aufnahmeanträgen wird nicht begründet. Ehrenmitglieder werden auf Vorschlag des Beirats vom Vorsitzenden ernannt. Ehrenmitglieder können Frauen und Männer arischer Abstammung werden, die sich um die Förderung des Zweckes der „Deutschen Eichendorff-Stiftung“ besonders verdient gemacht haben.

Organe des Vereins sind: der Vorsitzende und sein Stellvertreter, der Beirat, die Mitgliederversammlung. Der Verein wird vom Vorsitzenden geführt, der die Geschäfte selbständig leitet. Der Vorsitzende ist der Oberpräsident (Verwaltung des Oberschlesischen Provinzialverbandes in Breslau). Der Stellvertreter des Vorsitzenden ist der Schatzmeister. Der Beirat hat die Aufgabe, den Vorsitzenden in allen Vereinsangelegenheiten zu beraten. Die Mitgliederversammlung nimmt den Jahresbericht des Vorsitzenden entgegen und beschließt über den Haushaltsvorschlag und die Jahresrechnung, sowie über Auflösung des Vereins. Sie erteilt dem Vorsitzenden Entlastung.

Zum Vorsitzenden wurde Landeshauptmann Adams gewählt.

In den Beirat wurden ernannt als literarischer Obmann Schulrat Karl Sczodrok, Oppeln, als Leiter des Deutschen Eichendorff-Museums Studienrat Willibald Köhler, als Sachverständiger für Musik der Musikbeauftragte für Neisse Joseph Thamm, als Sachverständiger für bildende Kunst Bildhauer Schwarzer, als Pressebeauftragter Hauptschriftleiter Winter, als Mitglied für die Gestaltung von Eichendorff-Feiern Alfons Hayduk, ferner Intendant

Singe, Kustos Moser, Schatzmeister Franzke, der Landrat des Kreises Ratibor und die Oberbürgermeister von Ratibor und Neisse. Außerdem wurden Landesrat Mermer und der Kulturdezernent des Oberpräsidenten Regierungsrat Dr. Lohbeck in den Beirat berufen. Geh.-Rat Univ.-Prof. Dr. Dyroff in Bonn wurde zum Ehrenmitglied ernannt.

Die Deutsche Eichendorff-Stiftung

hielt ihre Jahresversammlung für 1939 am 11.6.1939 in Neisse ab und zwar unter dem Vorsitz des Schatzmeisters, Bürgermeister Franzke.

Bürgermeister Franzke erstattete den Jahres- und Kassenbericht. Der Voranschlag für das Geschäftsjahr 1939 wurde einstimmig genehmigt und die Aufnahme von drei neuen Mitgliedern gutgeheißen. Der Schatzmeister dankte vor allem dem Herrn Oberpräsidenten und dem Herrn Landeshauptmann für die der Stiftung gegenüber gewährte großzügige Unterstützung und betonte, daß es nur dadurch überhaupt möglich geworden sei, die gestellten Aufgaben zu meistern. Der Leiter des Deutschen Eichendorff-Museums in Neisse, Studienrat Willibald Köhler, stellte sodann in seinem Vortrag „*Im Dienste Eichendorffs*“ fest, daß nicht nur die Städte Neisse und Ratibor im Vorjahre Eichendorffs 150. Geburtstag gebührend feierten, sondern auch die alte Studentenstadt Heidelberg eingehend den Dichter unserer Heimat herausstellte. So spielte man bei den reichswichtigen Heidelberger Festspielen, die alljährlich unter der Schirmherrschaft des Reichsministers Dr. Goebbels ablaufen, neben verschiedenen Eichendorff-Puppenspielen auch die „*Freier*“, die in einem Maße Anklang fanden, daß sie in die ständigen Darbietungen dieser Festspiele aufgenommen wurden. Erfreulich ist, wie der Vortragende sagte, nicht zuletzt die Tatsache, daß inzwischen eine rege Aussprache zwischen Neisse und Heidelberg eingesetzt hat, die auch auf die Arbeit der Deutschen Eichendorff-Stiftung nicht ohne befruchtende Wirkung sein wird. Verschiedene Dankschreiben, die die Stiftung auf ihre sinnige Jahresgabe für 1939 erhielt, beweisen darüber hinaus, daß die Bedeutung Eichendorffs nicht nur als Romantiker, sondern auch als Kün der deutscher, germanischer Weltanschauung immer mehr erkannt wird. Nachdem Studienrat Köhler noch auf die im nächsten Jahr wieder herauszugebende „*Aurora*“, die Zeitschrift der Stiftung, und die Aufgaben, die sie zu erfüllen hat, hingewiesen hatte, schloß er mit der Mitteilung, daß demnächst der gesamte handschriftliche Nachlaß des Dichters völlig geordnet sein werde.

In einem kurzen Vortrag „*Eichendorff im Grenzlandkampf*“ gab Alfons Hayduk einige wertvolle Anregungen. Wir sollte, so sagte er u. a., Eichendorff nicht mehr nur als den „letzten Ritter der Romantik“ feiern, sondern haben in der Gegenwart die Pflicht, besonders seine Bedeutung als den Sprecher des Grenzlandes herauszustellen, den kämpferischen Dichter des deutschen Ostraums. Die Stellung Eichendorffs im Grenzlandkampf sei von vornherein und schon äußerlich durch sein Wirken in Lubowitz, Breslau, Königsberg, Wien usw. gegeben. Aber auch der Charakter des Dichters biete sich immer mehr von einer bis ins Altgermanische

zurückreichenden Deutschtum. Die Aufteilung des deutschen Ostens, so betonte Hayduk, sei eine Aufteilung der Heimat Eichendorffs gewesen. Das Bild über Eichendorff werde auf Grund der Forschung immer weiter, und zwar nach Osten hin weiter. Den Freunden des Nachlasses Eichendorffs aber läge, so stellt der Vortragende abschließend noch einmal fest, die Verpflichtung ob, den Dichter mehr als bisher in den Grenzlandkampf zu stellen.

Burghauptmann Müller – Jauernig, der sich über die Möglichkeit der Errichtung einer Eichendorff-Erinnerungsstätte in Sedlitz (Kreis Neutitschein) äußerte, betonte, daß das Schloßchen sich baulich in einem äußerst schlechten Zustand befinde. Der Vertreter des Landrats von Ratibor stellte bezüglich des Ausbaues des Schlosses Lubowitz fest, daß der Herzog von Ratibor sich zwar nicht in der Lage sehe, das ganze Schloß diesem Zwecke zuzuführen; der Speisesaal von Lubowitz werde jedoch als Erinnerungsstätte ausgebaut. Bezüglich der möglicherweise geplanten Erinnerungsstätten in Schillersdorf und Deutsch-Krawarn (Hultschiner Ländchen) sagte Landrat Hütteroth, daß hier noch Entscheidungen ausstehen, bezw. die Aufwendungen so hoch seien, daß im Augenblick der Angelegenheit wohl kaum nähergetreten werden könne.

Stadtarchitekt Jahn – Neisse verbreitete sich über die bauliche Ausgestaltung des Deutschen Eichendorff-Museums in der Friedrichsstadt in Neisse. Der gegenwärtige bauliche Zustand der Museumsräume sei gut, am Äußeren des Grundstücks würden etwas umfangreichere Maßnahmen demnächst in Angriff genommen werden. Für die weitere Zukunft müsse man, so sagte er weiter, daran denken, das Mittelding zwischen Mietwohnhaus und Gedächtnisstätte, das das Gebäude derzeit noch darstelle, auszumerzen und das Obergeschoß vollends musealen Zwecken zuzuführen. Auch bezüglich des Dachgeschosses schlug Stadtarchitekt Jahn einige geringe zweckdienliche Änderungen vor.

Der Kustos des Deutschen Eichendorff-Museums, Moser, erstattete den Tätigkeitsbericht des Museums.

Im Verlauf der Aussprache wurde u. a. von Lehrer Beck auf die Bolkenhainer Festspiele hingewiesen, die in diesen Wochen laufen und bei denen außer Shakespeare und Calderon auch Eichendorff mit seinen „*Freiern*“ vertreten sei. Burghauptmann Müller – Jauernig hatte in seinen Ausführungen bereits auf eine Sendung „*Türme und Zinnen des Sudetenlandes*“ hingewiesen, die am 15. Juni in der Zeit zwischen 18 und 19 Uhr vom Reichssender Breslau gebracht werde und die auch die Eichendorff-Erinnerungsstätten Deutsch-Krawarn und Schloß Johannesberg behandle.

Bürgermeister Franzke schloß die anregend verlaufene Jahresversammlung der Deutschen Eichendorffstiftung mit dem Gruß an den Führer.

#### Eichendorff-Feier in Rohrbach

In dem kleinen Rohrbach in der Nähe von Heidelberg, wo Joseph von Eichendorff als Student wohnte und das durch sein „Kätchen“-Erlebnis geheiligt ist, fand im Jahre 1939 eine ein-

drucksvolle Feier statt. Hierbei enthüllte Propagandaleiter Brehm eine Gedenktafel, auf der die Worte stehen:

„1788–1938.  
Eichendorffplatz  
Zur Erinnerung an den 150. Geburtstag  
des deutschen Heimatdichters.“

Der Eichendorff-Forscher Frey – Rohrbach hielt die Festrede. Er schilderte den Lebenslauf Eichendorffs und seine Beziehungen zu Rohrbach, Eichendorffs Jugendliebe zu Katharina Barbara Förster, der Küfermeisters-Tochter, und bekannte zum Schluß, daß durch unseren Führer wieder das ganze deutsche Volk die Heimat im Sinne Eichendorffs lieben und schätzen gelernt habe. Die Feier wurde durch Eichendorfflieder umrahmt.

Anläßlich des 82. Todestages Eichendorffs

veranstaltete die Deutsche Eichendorff-Stiftung zusammen mit der Schlesischen Gesellschaft für Schrifttum (Ortsgruppe Neisse) am 26. November 1939 (Totensonntag) im Carolineum zu Neisse einen erfolgreichen Eichendorff-Abend mit Heinrich Zerkaulen. Heinrich Zerkaulen las aus seinen Werken, einleitend mit der köstlichen Episode „*Zu Besuch bei Eichendorffs*“. Durch die Presse lief etwa gleichzeitig ein zeitgemäßer Aufsatz Heinrich Zerkaulens „*Der Leutnant v. Eichendorff*“. Willibald Köhler trug eine Eichendorffskizze „*Der Auftrag*“ vor. Der Abend wurde von Bürgermeister Franzke, dem Schatzmeister der Stiftung, geleitet und durch gute Quartettmusik umrahmt.

Die Stadt Heidelberg

gab gelegentlich des 150. Geburtstages Eichendorffs (1938) durch Hans Christoph Schöll, einen Nachfahren des dem Dichter befreundeten Weimarer Hofrates und Literaturkritikers Schöll, gelegentlich des Deutschen Studententages eine in Ausstattung und Inhalt gute Festgabe heraus. Hans Christoph Schöll ist der Verfasser des eindrucksvollen Werkes „*Die drei Ewigen*“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena).

Eichendorffs „*Dichter und ihre Gesellen*“

erschien 1939 als Bd. 4 der Historisch-kritischen Ausgabe der Gesamtwerke, mit deren Herausgabe Prof. Wilhelm Kosch bereits vor dem Weltkriege im Verlag Habel in Regensburg begann. Herausgeber und Bearbeiter des 4. Bandes ist Dr. Ewald Reinhard in Münster i. Westf., dessen Eifer, Sachkenntnis und wissenschaftliche Erfahrung von vornherein die Gewähr boten, daß hier ein gutes Werk zustande kam. (Ausführlichere Besprechung in der Monatsschrift „*Der Oberschlesier*“, Dezemberheft 1939).

## Die Marienburg

32 Bilder, Text von Joseph v. Eichendorff, Schriftenreihe „*Der eiserne Hammer*“, Verlag Lange-wiesche, Königsstein i. Taunus und Leipzig 1937. Kart. 1,20 RM.

Diese ausgezeichneten Bilder werden eingeleitet durch eine gekürzte Wiedergabe von Eichendorffs Arbeit „*Die Wiederherstellung des Schlosses der Deutschen Ordensritter zu Marienburg*“. Die wenigen durch die Kürzungen unvermeidlichen Zusätze und Zwischenworte sind durch Kursivdruck kenntlich gemacht. Eichendorff hatte seine Arbeit als Denkschrift im behördlichen Auftrage geschrieben. Aber sie wurde, weil den Dichter die Begeisterung mitriß, viel mehr als eine trockene Denkschrift, nämlich ein farbiges, lebendiges und mitreißendes Gemälde. Wenn auch nicht alle geschichtlichen Auffassungen Eichendorffs der neuen historischen Forschung standhalten können, so ist doch der gekürzte Neudruck dieser Eichendorffschen Denkschrift durch die Schönheit der geschichtlichen Erzählung und die Großartigkeit gerechtfertigt, mit welcher der Dichter das Ordensbauwerk beschreibt, besingt und deutet.

## „Der deutsche Tröster“

„Eichendorffs Poesie kommt aus einem zersprungenen Herzen. Bis heute leidet das Bild Eichendorffs unter uns an dem Mißverständnis, der Dichter sei im Grunde ein Mensch ohne Erfahrung der Abgründe des Lebens und der Welt gewesen. Sehr voreilig urteilt man dann, Eichendorff habe die Welt in ihrer Lieblichkeit und Liebenswürdigkeit besungen, er sei ein für alles andere blinder Wanderer zu ihrer Schönheit, er habe darum kein Organ für die Trostlosigkeit und das Grauen der Welt; seitdem die Menschheit einer viel tieferen Wirklichkeitserfahrung gewürdigt sei, bedeute Eichendorffs Werk nichts mehr für uns. Erst der wird einen Zugang zu Eichendorff finden, der an seinen Dichtungen merkt: Aller Duft und aller Glanz seiner Schöpfungen erblüht aus der Überwindung des Leides, alles Helle und alles Leuchten kommt aus dem Ringen mit dem Dunkel, es ist ihm gleichsam abgezwungen in hartem Kampfe. Dem Gesang sind heimlich Tränen vorhergegangen. Es geht auch in Eichendorffs Dichtung um ‚des Lebens wahrhafte Geschichte‘. Darum ist und bleibt er ein deutscher Tröster. Ihn verleugnen, hieße ein Stück unserer besten Herzenshabe hergeben.“ (Aus der Monatsschrift „*Eckart*“, Aufsatz von Wolfgang Sucker).

## Der alte Eichendorff im Bilde

Das diesem Jahrbuch vorangestellte Eichendorffbild lag lange unbeachtet in einem Notenschrankschub des Männergesangsvereins „Liederkranz“ zu Neisse, wo Herr Moser, der Kustos des Eichendorff-Museums es aufstöberte. Der Vorstand des Vereins überreichte es im Juni 1938 nach einem Besuche des Eichendorff-Hauses als Geschenk für das Museum.